This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

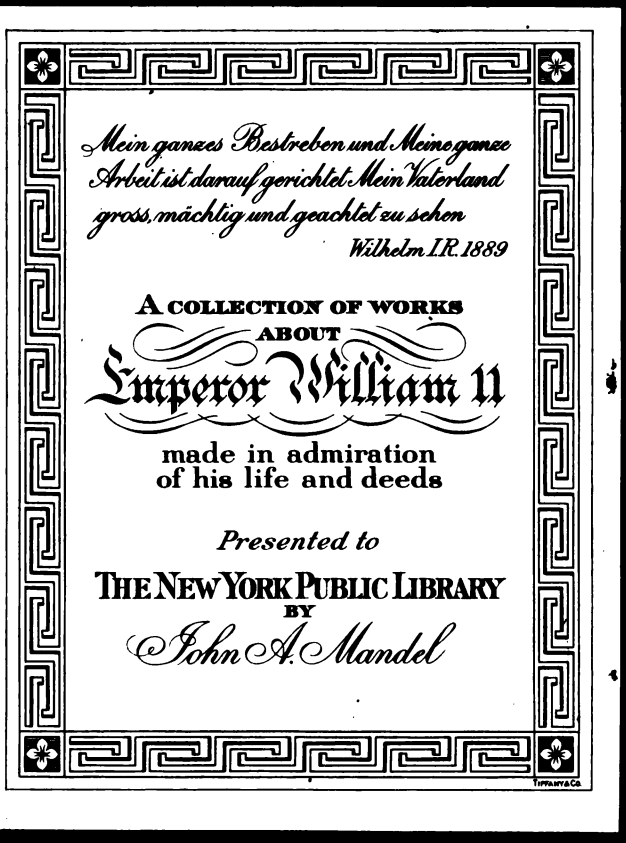
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`


Mein ganzes Bestreben und Meine ganze
Arbeit ist darauf gerichtet Mein Vaterland
gross, mächtig und geachtet zu sehen
Wilhelm I.R. 1889
A COLLECTION OF WORKS
ABOUT
Emperor William II
made in admiration
of his life and deeds
Presented to
THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
BY
John A. Mandel
TIFFANY & CO.

Unſer Kaiſer und ſein Volk!

Deutſche Sorgen.

Von einem Schwarzſeher.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Fünfte Auflage.

Freiburg i. B. und Leipzig 1906.
Verlag von Paul Waetzel.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
652663

Sämtliche Rechte vorbehalten.

THE NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

E. A. Wagner, Freiburg i. Br.

Vorwort.

Warum ich schreiben muß? —

Nicht weil es notwendig wäre, die Horde zu verstärken, die ein Geschäft daraus macht, Mißmut zu säen, um des Hasses armselige Groschen zu ernten oder den Chor der Nörgler noch anschwellen zu lassen, deren grämliche Stimmen jeden klingenden Akkord zu übertönen suchen, deren Unkenrufe an allzu vielen Stammtischen schon, wie mir dünkt, das kleine Fähnlein des aufrechten Idealismus zur sterilen Verdrossenheit hinüberscheuchen wollen. —

Wir haben uns ja daran gewöhnen müssen, daß man uns alle die bunten Blumen, die uns aus geweihter Saat ersprießten, mit mißfarbener Tinte beklexte; wir können's auch nicht hindern, daß grobe Hände die Schmetterlinge haschen, die schon als „Raupen" bespöttelt wurden, da noch unsere jungen Köpfe sie bargen. Aber wer sie trotzdem zu

lieben wagt, die Blüten und die Falter, wer sie wert hält als Zeichen aus dem Reich, in dem einst schwere Not den Boden gelockert, und in dem heiße, wechselseitige Liebe zwischen Fürst und Volk die jungen Keime kernhaften deutschen Vaterlandssinnes, opferfähiger Treue, sicheren Vertrauens erwärmten, der wird sich nimmer zum Mitschuldigen machen können an dem Jammerwerk frivoler Zerstörungswut und dörrender Skepsis.

Warum ich schreiben muß? — Weil die Stunde ein Wort verlangt, ein Wort nicht aus dem Munde derer, die täglich in endlosen Tiraden oder bitterbösen Aphorismen unserer Kaisertreue spotten und alles monarchische Empfinden verunglimpfen, nein ein Wort, das der ehrlichen Besorgnis werbender Liebe zu unserem Kaiser Ausdruck gibt. Solche Besorgnis besteht; besteht bei Hunderttausenden warmfühlender, rückhaltlos monarchisch gesinnter Volksgenossen, besteht an den Stufen des Thrones wie da, wo in harter Arbeit von unabhängigen Männern Bismarcks Wunderbau rastlos erweitert, Stein auf Stein gesetzt wird, besteht selbst da, wo ragende Größe den schimmernden Glanz nicht missen mag.

Und diese Besorgnis nimmt nicht auf einzelne Vorgänge Bezug; sie umfaßt das gesamte Gebiet der Regierungsführung im Deutschen Reiche, wie

ſie ſich ſeit nun bald zwei Jahrzehnten zu einer Erſcheinung herausgebildet hat, die ſich auch dem Urteil derer nicht mehr entziehen kann, denen die Gewiſſenhaftigkeit politiſcher Erfahrung die Kritik da verbietet, wo die Würdigung eines einzelnen Falles uneingeſchränkte Kenntnis des aktenmäßigen Materials vorausſetzt.

Ich will nicht Geſchichte ſchreiben. Mache auf Objektivität keinen Anſpruch. Ich ſage, was das Herz mir eingibt. Aber indem ich es ſage, weiß ich viele tauſende werter Volksgenoſſen eins mit mir. So habe ich dem Büchlein den Untertitel „Deutſche Sorgen“ zu geben gewagt.

Vielleicht, ſicher ſogar, wird mancher, der in der Sache mit mir einig iſt, finden, daß ich manches zu ſchroff, zu zornig geſagt. Er mag recht haben. Aber er mag auch bedenken, daß große Liebe großen Zorn gebären muß, wo ſie ſich enttäuſcht findet.

Warum ich ſchreiben muß?: weil ich den feſten, treuen Glauben habe, daß es noch nicht zu ſpät iſt für die, denen mein Mahnwort gilt, für das deutſche Bürgertum.

An Verlorenes würde ich keine Zeile verſchwenden. Aber hier handelt es ſich nicht um Verlorenes. Hier gilt es nur einen tiefen Schlaf zu ſtören. Da muß man kräftig in die Trompete blaſen bei der „Reveille“.

Wer sich dann die Augen reibt, braucht nicht durch meine Brille zu sehen. Daß er wach ist, genügt mir. Er wird selbst erkennen, was ihm not tut, wohin die nationale Pflicht ihn ruft.

Und wenn er mir selbst ein kräftig Wörtlein nachrufen mag im ersten Augenblick. — „Trompeterlos!“ denk ich bei mir: es läßt sich ja keiner gerne wecken!

Wilhelm II.
im persönlichen Verkehr.

Wer zum ersten Male vor unserm Kaiser steht, der wird einen ungemein starken Eindruck von seiner Persönlichkeit empfangen. Das offene, natürliche Wesen Wilhelms II. muß jeden einnehmen. Seine frischen, kraftvollen Bewegungen, sein helles, fröhliches Lachen üben einen eigenen Zauber aus. Der Kaiser hat heute schon stark ergrautes Haar, aber seine Augen, wundervolle, kluge, stahlgraue Augen, blicken mit jugendlichem Feuer in die Welt. Wie viele hohe Herren sieht er seinem Gegenüber unverwandt scharf, fast starr ins Gesicht. Wer daran nicht gewöhnt ist, wird leicht befangen und verstärkt so die Überlegenheit des andern — eine Erfahrung, die bei der Fürstenerziehung berücksichtigt zu werden pflegt.

Kaiser Wilhelm bedürfte indes solcher Hilfsmittel nicht. Er hat geistige Werte einzusetzen. Wen er einer Unterhaltung würdigt, den wird er nicht nur durch die Stärke seines Temperaments, sondern auch durch die Originalität und den Reichtum seiner

Gedanken, die überzeugende Wärme, mit der er sein Urteil begründet, die straffe Sicherheit des Ausdrucks, die Vielseitigkeit und Gediegenheit seines Wissens rasch bezwingen. Und dies Bezwingen macht ihm Freude. Solche Freude, daß er sich an immer neuen Persönlichkeiten, an immer Stärkeren zu messen wünscht. Dies Bezwingen ist ihm fast ein Sport geworden — ein nicht ungefährlicher Sport freilich!

Wer möchte diesem quellfrischen, kerngesunden Naturell die Lust an sich selbst, an seinem geistigen Vermögen, die Lust am Erobern, am sieghaften Bezwingen mißgönnen? Aber Wilhelm II. vergißt, daß, so glänzend er seine geistigen Waffen zu handhaben weiß, diese Waffen doch auch an sich schon immer die stärkeren sind, weil die Etikette für die Gegenseite mit dem Hieb die beste Parade von vornherein ausschaltet. Oder vielleicht empfindet der Kaiser es auch selbst dann und wann nicht ohne Wehmut, daß er, dem doch auch bei gleichen Waffen so mancher Sieg beschieden sein müßte, niemals das erleben kann, was der Engländer so charakteristisch „fair trial“ nennt. Daß er es nie versucht hat, den Vorteil, den die Etikette ihm sichert, preiszugeben, liegt zweifellos nicht daran, daß er ohne diesen Vorteil nicht bestehen zu können fürchtete. Wer unter dem Purpur geboren, dem ist die Etikette eben mehr

als ein Schild, den man nur gelegentlich vorhält, dem ist sie ein integrierender Bestandteil des Gottesgnadentums. Und die Persönlichkeit Wilhelms II. läßt sich überhaupt nicht verstehen, wenn man die Überzeugung des Gottesgnadentums nicht in Rechnung stellen will.

„Von Gottes Gnade!“ — das ist ihm keine antiquierte Formel, in der er, ein moderner Mensch, in unserem aufgeklärten Zeitalter eigentlich keinen rechten Inhalt mehr zu finden vermöchte, und an der er nur festhielte als an einer ehrwürdigen Tradition. Nein, durch Gottes Gnade und nur durch Gottes Gnade fühlt er sich eingesetzt in seinen hohen Herrscherberuf und in seine Herrscherrechte, von denen er deshalb nie auch nur ein Titelchen preisgeben könnte. Die Tätigkeit des Herrschers schließt ihm nicht nur eine von Gott ihm bestimmte Mission ein, sondern sie bedeutet ihm, auch in ihren letzten Ausstrahlungen, diese Mission selbst. Und wie der Stolz hierauf ihn trägt, ihn zu hingebendster Pflichterfüllung und höchster Gerechtigkeit unaufhörlich anspornt, so macht ihn das Bewußtsein dieser Mission doch auch jeder Kritik, ja schon jeder direkten Einrede unzugänglich.

Damit sind aber von vornherein recht enge Grenzen dem Gewinn gesteckt, den Wilhelm II. nicht nur aus der Zusammenarbeit mit seinen amtlichen

Beratern, sondern auch aus dem Umgang mit den bedeutendsten und wertvollsten Persönlichkeiten unserer Nation zu ziehen vermöchte, die er doch zur Genugtuung weiter Volkskreise in so großer Zahl und ohne jedes engherzige Vorurteil um sich zu sammeln wußte.

Nicht nur in Berlin und Potsdam kann man sehr häufig in Kreisen, welche dem Hofleben völlig fern stehen, Angehörige der verschiedensten Berufszweige über ihre im persönlichen Verkehr mit dem Kaiser gewonnenen Eindrücke, über bezeichnende Äußerungen oder ein treffendes Witzwort des Monarchen berichten hören. Auf seinen zahllosen Reisen trifft Wilhelm II. mit viel mehr intelligenten und unabhängigen Männern zusammen als irgend ein anderer moderner Fürst. Große Reeder, hervorragende Industrielle, berühmte Gelehrte, Künstler und Sportsleute dürfen ihn als häufigen Gast in ihrem Hause sehen. Die weite Welt der Technik umfaßt er mit besonderem Interesse, und wer hier irgend etwas leistet, das über das Mittelmaß hinausgeht, wird leicht Gelegenheit finden, dem Kaiser persönlich über wichtige Versuche und neu sich eröffnende Perspektiven zu berichten. Der wirtschaftlichen Bedeutung des Handelsstandes bringt Wilhelm II. ein größeres Verständnis entgegen als mancher Ressortminister, und christliche wie jüdische Bankiers haben an seinem Tische gesessen.

Und kaum einer ging von ihm, ohne den klaren Blick des Kaisers, die erstaunliche Vielgleisigkeit seines Hirns, den Ernst seines Wollens, die Kraft seines Könnens zu rühmen. Darin durfte das Volk doch die Gewähr dafür sehen, daß man an höchster Stelle mit allem, was es beschäftigt, genau Bescheid wisse, daß man dort sein Streben, seine Freuden und seine Sorgen teile und alle lebendigen Kräfte wirksam für das große Ganze nutze. Wer dann trotzdem noch zweifeln konnte, daß der Kaiser völlig in und mit seinem Volke lebe, daß keine charakteristische Wesensäußerung ihm verborgen bleibe, dem mochten die Eingeweihten zutuscheln, daß selbst jeder halbwegs gute Witz, jeder Couplet-Refrain, der unter uns Augenblickskurs habe, am Kaiserhofe mit dem gleichen Vergnügen kolportiert werde.

Zugegeben! Und dennoch nimmt die Entfremdung zwischen dem Monarchen und der Nation von Tag zu Tag zu: nimmt zu, weil es nachgerade fast unmöglich geworden ist, dem Kaiser ein abgerundetes und getreues Bild irgend welcher Stimmungen und Vorgänge, Bestrebungen oder Forschungen, irgend welcher sozialer, wissenschaftlicher oder künstlerischer Erscheinungen zu unterbreiten. Nimmt zu, weil kaiserliche Äußerungen, Urteile und Willenskundgebungen, vom harmlosen Tischgespräch bis zur folgenschweren Staatsaktion, immer aufs neue vor-

beitreffen und damit beweisen, wie einseitig der Kaiser informiert wird, und wie sein schneller Geist, der doch wahrlich im stande wäre, ein Ganzes plastisch zu erfassen, ein Segment sich willkürlich ergänzt.

Wer trägt die Schuld daran? Wollte man schon annehmen, daß es Bismarcks Nachfolgern, daß es unserem ganzen hohen Beamtentum an Aussicht, Übersicht und Einsicht, an Schneid und Rückgrat, an Ernst und Sachkenntnis gebräche, man könnte das gleiche doch sicherlich nicht von all den unabhängigen und zum Teil als sehr selbständig und freimütig bekannten Persönlichkeiten behaupten, die jahraus jahrein Gelegenheit haben, mit unserem Kaiser in unmittelbaren Verkehr zu treten.

Nein, die Schuld trägt in erster Reihe der Kaiser selbst. Wenn man auch leider zugeben muß, daß von seinen höchsten verantwortlichen Ratgebern seit Bismarcks Abgang keiner mehr die Kraft und keiner mehr die Opferfähigkeit gezeigt hat, die zu dem Versuche nötig gewesen wären, sich dem Kaiser gegenüber durchzusetzen. Sehr wahrscheinlich, daß unter den Männern, die heute an der Spitze stehen, keinem dieser Versuch hätte gelingen können. Aber indem sie ihn gleichwohl unternahmen, wären sie ein Vorbild geworden. Indem sie ihre Ministerherrlichkeit mutig an die drohend sich öffnende Kluft zwischen Kaiser und Volk wagten, hätten sie uns zu Heroen

und dem Kaiser zu Erziehern werden können. Und schließlich wäre doch dann der Eine gekommen, der Wilhelm II. zu imponieren vermochte, der im Sinne der Reichsverfassung die Stellung des Kanzlers aus der eines untergebenen Beamten wieder emporgehoben hätte zu der eines leitenden Staatsmannes.

Da sich nun aber auch am fernsten Horizont nicht der Schatten eines Ödipus zeigt, im stande, die Rätsel der Sphinx zu lösen, welche den geraden Weg zwischen Fürst und Volk versperrt, so muß mit der Schwierigkeit, den Kaiser gewissenhaft, umfassend und rückhaltlos zu informieren und ihn dadurch gegebenenfalls zur Abänderung von Entschlüssen und vorgefaßten Meinungen zu bewegen, als einer Tatsache gerechnet werden.

Ihren letzten Grund hat diese Schwierigkeit sicher in der Art, wie der Kaiser den persönlichen Verkehr handhabt. Wilhelm II. ist so durchaus kein guter Zuhörer. Wohl mag er die ehrliche Absicht haben, zuzulernen, aber der Drang zu erobern, zu bezwingen, die eigene Persönlichkeit auf andere wirken zu lassen, ist ihm von jeher so stark gewesen, daß seine Räte sehr selten zur Absolvierung eines Vortrages, seine Gäste fast nie zu einer ergiebigen Diskussion mit dem kaiserlichen Herrn kommen. Oft ist der Vortragende noch nicht beim dritten Satz angelangt, da nimmt der Kaiser selbst

das Wort, entwickelt ſeine eigenen Anſichten über die Materie, die er ſtets völlig zu beherrſchen glaubt, fragt nur, um faſt im gleichen Moment ſelbſt zu antworten, kommt, raſch überſpringend, leicht vom Hundertſten ins Tauſendſte und hat nach Ablauf der feſtgeſetzten Zeit meiſt dem Vortragenden eine höchſt anregende Stunde bereitet, ihm aber gleichzeitig die Möglichkeit benommen, ſeiner Informationspflicht zu genügen, eine eigene Meinung zu entwickeln.

Wer dem Gedankenflug des Kaiſers nicht folgt, wer, wie einer unſerer tüchtigſten Staatsſekretäre, hartnäckig bei der Stange bleibt und mit einer gewiſſen Pedanterie immer wieder auf ſein Thema zurückzukommen verſucht, der gerät beim Kaiſer leicht in den Ruf eines „langweiligen Kumpans“, eines „ledernen Bureaukraten“. Er kann es erleben, daß er monatelang überhaupt nicht mehr zum Vortrag befohlen wird, daß ihn der Kaiſer dann ſchließlich einmal zwar reſigniert zu Worte kommen läßt, ohne aber viel hinzuhören. Wilhelm II. gibt ſich in ſolchen Fällen übrigens keineswegs viel Mühe, ſeine Teilnahmloſigkeit zu verbergen. Er pflegt, an die Wand gelehnt, mit ſeinen Teckeln zu ſpielen, jagt ſie gelegentlich im Zimmer herum und kommt erſt wieder in Laune, wenn die Köter dem „Pedanten“ ſo lange zwiſchen den Beinen durchgelaufen ſind, bis er

schließlich, nervös und verwirrt, selbst den Faden verloren hat, worauf er dann allerdings meist ein joviales „Trostwort" des Monarchen mit auf den Heimweg nehmen darf.

Da anderseits bekannt ist, daß der Kaiser für einen guten Witz stets sein frohes herzliches Lachen hat und gelegentlich auch einer kräftigen Anekdote sein Ohr nicht verschließt, so liegt die Versuchung nahe, ihn durch allerhand derbe Späße oder durch geistvolle Aperçus, durch witzigen Klatsch zu gewinnen. Das erstere hat ein viel genannter Ressortminister verstanden, dessen kräftige Nerven auch der schärfsten Angriffe auf seine amtliche wie außeramtliche Betätigung lange Zeit spotten konnten. Als amüsanter Plauderer aber — und als sehr geschickter Zuhörer — hat sich Bernhard Bülow in das Herz seines kaiserlichen Herrn geschmeichelt.

Es wäre sehr unrecht, unserem Reichskanzler einen Vorwurf daraus zu machen, daß er den Monarchen nimmt, wie er genommen sein will. Bülow kann mit Recht für sich in Anspruch nehmen, daß er immerhin noch dem Kaiser, wenn auch oft auf gar verschlungenen Umwegen, das unumgänglich Nötige wenigstens zu Gehör gebracht und, durch ein unaufhörliches Opfer des Intellekts im Kleinen, in einigen wichtigeren Fragen schließlich doch der besseren Einsicht bei Wilhelm II. eine Stätte ver-

schafft hat. Solange unser Kaiser inmitten einer Umgebung lebt, die in Anschauungen befangen ist, welche längst verrauschte Jahrhunderte geboren haben, solange diese Umgebung den Kaiser in ihrem Anschauungskreise festzuhalten und aus diesem heraus unter ganz einseitigen Gesichtspunkten zu informieren weiß, ist das nicht wenig.

Eine viel bescheidenere Rolle noch als der Kanzler spielt neben Wilhelm II. der Mann, welcher den verantwortlichen Posten eines Generalstabschefs der Armee bekleidet. Es ist bezeichnend für die erschreckende Bedeutung, welche unser Kaiser rein äußerlichen Momenten einräumt, daß auf diesen Posten ein Moltke berufen wurde, sobald einer zu haben war. Einen Mann wie den „großen Schweiger" hätte Wilhelm II. auf die Dauer genau ebensowenig als ersten militärischen Berater neben sich geduldet, wie er sich mit der Kanzlerschaft eines Bismarck abzufinden wußte. Aber „seinen Moltke" wollte er haben. Es machte sich so dekorativ, und man konnte sich ja auf die Pietät herausreden.

Ich gehöre durchaus nicht zu denen, welche dem jüngeren Moltke jedwede militärische Befähigung absprechen. Er hat im täglichen Verkehr mit dem großen Oheim, dessen langjähriger Adjutant er war, von den Feinheiten des Handwerks sicher so manches gelernt, was nicht in Büchern zu finden ist. Der

Alte hielt große Stücke auf ihn, da muß er doch damals etwas versprochen haben. Dann hat ihn allerdings die Hofgunst der stillen gewissenhaften Arbeit mehr, als seiner Entwicklung dienlich war, entzogen. Er lernte Anekdoten erzählen, wurde in die nervöse Hast des Treibens am ewig wechselnden Hoflager hineingezogen. Immerhin blieb er eine brauchbare Kraft — für zweite Stellen. Nicht für erste! Neben den von der Goltz, Beseler u. a. konnte er nicht bestehen. Aber er war ein Moltke. Und als der alte Schlieffen abgehalftert werden mußte, gingen Würde und Bürde auf den schon lange Designierten über. Schlieffen hatte abgeraten. Bei den Generalkommandos vernehmbares Murren, stark genug jedenfalls, den Günstling zu warnen. In elfter Stunde bat er denn auch selbst, von seiner Ernennung Abstand zu nehmen. Aber nun wurde er's gerade!

Wenn es Augenblicke gegeben haben sollte, in denen Wilhelm II. Zweifel an seiner statemanship aufgestiegen sind, so war er doch schon als junger Offizier felsenfest davon überzeugt, daß er, der zukünftige oberste Kriegsherr, auch wirklich der begabteste und tüchtigste Stratege seiner Armee sei. Er hat es daher sicher mit leichterem Herzen übernommen, sein eigener Generalstabschef, als sein eigener Kanzler zu sein.

In der Tat ist unser Kaiser passionierter Soldat, und er hätte wohl auch die Qualitäten eines Heerführers von Rang erreichen können, wenn er wenigstens auf diesem Spezialgebiete der sachverständigen Kritik zugänglich gewesen wäre. Aber die Erfahrungen Waldersees sind der preußischen Generalität eine Warnung geblieben. Wilhelm II. hat seit jener Stunde stets recht behalten. Die verantwortlichen Faktoren: Generalstab und Kriegsministerium büßten ihre ursprüngliche Bedeutung immer mehr ein. Dafür durften im Militärkabinett unkontrollierbare Fäden gesponnen, die fähigsten Generale beim obersten Kriegsherrn diskreditiert, die Kommandierenden gegeneinander aufgehetzt, durfte zwischen Stab und Ministerium Zwietracht gesät, eine Protektionswirtschaft ohnegleichen etabliert werden. Und durch eine fast groteske Unkenntnis von Dingen und Personen wurden Entschließungen und Verordnungen der höchsten Stelle hervorgerufen, welche in der Armee viel Ärger, Mißtrauen und Bitternis angehäuft haben.

Dabei wußten erstaunlich wenig Eingeweihte, wer für den Unfug verantwortlich zu machen war. Wie der Kaiser die Gabe hat, eine von seinen Räten vorbereitete und von ihm nur gut memorierte Rede so vorzutragen, daß sie als glänzende Improvisation zündende und originelle Wirkung zu üben vermag,

so macht er sich auch jedes ihm sympathische Urteil, jeden ihm plausiblen Standpunkt, jeden Entschluß, zu welchem man ihn zu führen gewußt hat, so völlig zu eigen, daß er bei dem Unbefangenen keinen Zweifel darüber aufkommen läßt, wer der Autor ist. Das ist Temperamentssache und darum kaum zu tadeln. Aber es kann gerade bei einem Fürsten wie Kaiser Wilhelm ungemein verhängnisvoll werden. Wilhelm II. hat denn auch selbst zugegeben, daß er die Reue kennen gelernt habe. Leider nur haben ihn seine Erfahrungen nicht vermocht, vorsichtiger zu sein. Er ist heute Großvater, und noch immer muß man über die Leichtigkeit staunen, mit der er sich festlegt.

Nicht nur das! Er ist unaufhörlich bestrebt, auch andere festzulegen. Auf dies Streben aber ist sicher ebensosehr wie auf die „kleinen Rücksichtslosigkeiten", von denen uns Hohenlohe berichtet, ein großer Teil der Antipathie zurückzuführen, welche man an fremden Höfen gegen Zusammenkünfte mit Wilhelm II. hegt. Seine Kollegen im Herrscherberuf sind eben weit weniger geneigt, auf das so wertvolle Requisit der Ministerverantwortlichkeit zu verzichten. Sie gestehen fast durchweg ihren legitimen Beratern einen viel größeren Einfluß auf ihre Entschließungen zu und sie fürchten, sich durch ein vorschnelles Wort oder eine vorher nicht genügend durchberatene Handlung zu kompromittieren.

Wo man aber diese Eigenart des Kaisers nicht fürchtet, da nutzt man sie gegen ihn aus. Man folgt ihm scheinbar bereitwillig, und indem man vorgibt, seinen Standpunkt durchaus zu teilen, nagelt man ihn fest, um sich schließlich mit heuchlerischem Bedauern hinter die Ministerverantwortlichkeit zurückzuziehen: „Hätte ja so gern mitgetan, aber die Räte wollens eben durchaus nicht!“ Dann wird noch etwas von „konstitutionellem Herrscher“ gemurmelt und — Deutschland hat wieder ein schlechtes Geschäft gemacht.

Die Taktik ist zu verführerisch, um nicht auch von andern geübt zu werden, als von souveränen Herren. Wie oft haben sich die Ballin und Wiegand, die Rathenau, Siemens und viele andere im entscheidenden Moment hinter ihren Aufsichtsrat verkrochen, wenn der Kaiser an ihren Geschäften allzu intimen Anteil zu nehmen begann!

Ihnen ließ die Etikette keinen andern Ausweg. Diese Etikette behält dem Monarchen das Recht vor, das Thema der Unterhaltung zu wählen; sie verbietet dem andern Teile selbst, dem Gespräch eine neue Wendung zu geben, und man muß schon ein sehr gewandter Hofmann sein, um Wilhelm II. unmerklich dahin zu bringen, wo man ihn haben will, oder auch nur von einer ihm zusagenden Materie zu entfernen. Sobald sein schneller Geist solche Versuche gewahr wird, hat man bei ihm verspielt. Das ist

auch ein sehr wesentlicher Grund dafür, daß der Einfluß, den hundert unabhängige Großindustrielle, Finanzleute, Techniker, Gelehrte und Künstler zusammen auf unsern Kaiser auszuüben vermögen, so leicht durch einen geistig subalternen, aber geschickten Höfling aufgehoben werden kann. Das Parkett der Höfe ist gar glatt, und die souveräne Sicherheit gewinnt man dort nur durch lange Übung.

Auf ihrem ureigensten Boden wird die Schranze immer in besserer Form sein, als die in sich gefestete starke Persönlichkeit und darum leicht „das Rennen machen". Wo aber Männer von geistiger und kultureller Bedeutung sich in ehrlicher Absicht aufs „training" gelegt haben, da büßten sie mit dem Erfolge zugleich das ein, was es für unser Volk wertvoll gemacht hätte, sie in sicherer Fühlung mit dem Monarchen zu wissen. Man braucht ja wohl keine Namen zu nennen, doch sei hier immerhin jener kleinen einflußreichen Gruppe hervorragender Persönlichkeiten, zumeist baltischer Herkunft, gedacht, bei denen der Charakter durch die Festigung ihrer Position am Kaiserhofe wahrlich nicht gewonnen hat.

Mit dem Wissen dieser Herren und dem einiger gelegentlich zugezogener Spezialisten wird auch der Akkumulator der kaiserlichen Vielseitigkeit immer aufs neue geladen. Vermögen doch selbst die beträchtlichen natürlichen Kraftquellen Wilhelms II. längst

nicht den Aufwand an bunten zuckenden Geistesblitzen zu bestreiten, durch den er die Welt in Atem zu halten wünscht.

Die Devise, daß sich in der Beschränkung der Meister zeigt, hat bei unserem Kaiser keinen Kurs. Es gibt einfach kein Gebiet mehr, auf dem er nicht als Sachverständiger Geltung heischte. Als ob es nicht die ehrliche Sorge seines Volkes nur steigern müßte, wenn es den Fürsten ernstlich in all die tausend Details vergraben glaubte, über die er sich manchmal in einer einzigen Woche äußert.

Das liebenswürdige Bemühen hoher Herrschaften, jedem, dem sie die Hand reichen müssen, womöglich dadurch noch besondere Freundlichkeit zu erweisen, daß sie seinen Interessenkreis mit einigen Phrasen streifen, zu denen eine zugeflüsterte Höflingsinformation das Stichwort gibt, hat bei Wilhelm II. nie dagewesene Formen angenommen. Wie alles, was in seinen Gesichtskreis tritt, so hat er auch diese Kunst, die an den Höfen liebevoll gepflegt wird, mit leidenschaftlichem Eifer erfaßt und sie zu vertiefen gesucht. Dabei mußte er sich aber mit Notwendigkeit in das Gestrüpp eines wildwuchernden Dilettantismus verirren, in dem ihm und seinem Volke unausgesetzt die schwersten Gefahren drohen.

Es ist eine wundervolle Macht des Fürsten, durch Anerkennung, Auszeichnung, durch ein Wort,

eine Geste, einen Huldbeweis das Verdienst zu belohnen, das Streben anzuspornen, anregend und anfeuernd zu wirken auf so vielerlei Gebieten, wie sie auch das Wissen und das Können des Begabtesten nie zu umfassen vermag. Aber dieser Macht wird eher Eintrag getan, wenn der Fürst sich überall und auch da als Fachmann fühlt, wo erst jahrzehntelanges Studium, tiefernste hingebende Arbeit zu einem Erfolge vorzudringen vermag.

So habe ich gerade solche Persönlichkeiten in sehr resigniertem Ton von unserem Kaiser sprechen hören, die als gute Monarchisten eine warme Anerkennung von dieser Seite dankbar empfunden hätten, aber zu ernst und zu unabhängig dachten, um sich darüber freuen zu können, wenn Leistungen, die, in nimmer müder Forschung wurzelnd, ein Lebenswerk ausmachten und dilettantischem Urteil völlig unzugänglich waren, an der kaiserlichen Frühstückstafel zwischen Birne und Käse „sachkundig" glossiert wurden.

Es gibt Dinge, die auch von dem Träger der Krone Respekt erwarten dürfen. Solcher Respekt aber vermag nimmer zu gedeihen in den Dschungeln des Dilettantismus, und darum fürchten heute viele der Besten unseres Volkes für ihre Arbeit die kaiserliche Gunst mehr, als sie sie ersehnen. Sie würden sich gerne von dieser Gunst erwärmen, aber

ſie wollen ſich nicht von ihr verbrennen laſſen. Und der impetuoſe Dilettantismus Wilhelms II. hat etwas Ausdörrendes! Das erfährt faſt jeder, der einmal mit den Früchten reifen Könnens ſeinem Throne genaht.

Wo der gewöhnliche Sterbliche ruhige Würde, milden Glanz zu ſuchen gewohnt iſt, da darf er kein ſchweißtreibendes Lichtbad finden, das ihn beunruhigt, ja martert. Die Mediceer durften unvergleichliche Kulturblüten mit ihrem Namen verknüpfen, aber ſie hatten Geſchmack genug, um ſich freuen zu können an ihrem Muſenhofe, ohne durch Sachkenntnis jedem einzelnen imponieren zu wollen.

Einiges vom Regieren.

Solange der Kaiſer und ſein Kanzler in Berlin weilen, — leider dehnt ſich von Jahr zu Jahr die Zeit, welche beide fern von der Hauptſtadt verbringen! — pflegt der Monarch alltäglich nach ſeinem Morgenſpaziergang im Tiergarten beim Fürſten Bülow einzukehren. Er hat ſeinen eigenen Schlüſſel zu der Pforte des Kanzlergartens in der Königgrätzerſtraße, und unter den alten Bäumen, welche noch die Radziwill gepflanzt haben, abſolviert dann der oberſte Reichsbeamte an ſchönen Sommertagen den ſchwerſten Teil ſeines ſchweren Amtes.

Mit bewunderungswürdiger Gewandtheit verſteht es Bernhard Bülow, die Flut der Anregungen einzudämmen, welche ſein hoher Gaſt mitzubringen pflegt, und ſchließlich das herauszuſchälen, was ſich einigermaßen in den Rahmen der inneren und der äußeren Politik einfügen läßt. In ſtets unterhaltendem Plauderton gibt der Kanzler dem Mon-

archen einen Extrakt der eingelaufenen Meldungen und Berichte, die knapp kommentiert werden, um, wo es not tut, eine kaiserliche Entscheidung zu provozieren. Fürst Bülow weiß, daß er die Geduld seines hohen Gastes auf keine zu harte Probe stellen darf. Es muß daher eine sehr sorgfältige Auswahl aus dem täglich sich in dem Kanzlerpalais häufenden Material getroffen werden, und wenn Wilhelm II. sich gelegentlich auch einmal in die letzten Details einer Frage vertieft, so ist man doch gemeinhin, wie die Dinge nun einmal liegen, in der Wilhelmstraße gar nicht in der Lage, den Kaiser eingehender und umfassender zu orientieren, als die „Fälligkeiten der Stunde" es gebieterisch heischen. Nicht als ob Wilhelm II. mit der Zeit, die er für seinen Kanzler übrig hat, allzusehr geizte. Er ist dem Fürsten Bülow in ritterlicher Freundschaft zugetan. Er freut sich der Unterhaltung mit dem vielerfahrenen, feinsinnigen und sympathischen Weltmann. Aber im allgemeinen vermögen die oft recht nüchternen Einzelheiten der Regierungstätigkeit den Kaiser nicht lange zu fesseln. Er ist stets bereit, in das weite Feld allgemeiner Erörterungen auszubrechen, wo er dann rasch die Erdenschwere des Konkreten abstreift und auf den Flügeln der Phantasie dahinstürmt, froh, vor aller informatorischen Kleinarbeit geborgen zu sein.

Das wäre an und für ſich nicht ſchlimm, wenn der Kaiſer nicht alle Fäden in ſeiner Hand zu vereinigen wünſchte, nicht auch in Nebenſächlichem ſich ſelbſt jede Entſcheidung vorbehielte, um nur ja keinen Zweifel darüber zu laſſen, daß er wirklich ſein eigener Kanzler iſt. Mit dem Bewußtſein ſeines Gottesgnadentums kontraſtiert nämlich ſeltſam das Bedürfnis des Kaiſers, auch im Kleinſten zu beweiſen, daß er und nur er der Herr und Meiſter iſt, der mit ſeiner Perſönlichkeit alles überſchattet. So iſt er unaufhörlich in Aktion. Aber die Ergebniſſe dieſer Vielgeſchäftigkeit müſſen außer jedem Verhältnis zu der aufgewandten kinetiſchen Energie ſtehen, weil die Organiſation fehlt oder unberückſichtigt gelaſſen wird, wo ſie ſich als ein bereits Beſtehendes zur Stütze anbietet.

„Einer ſoll Herr ſein!“ — „suprema lex regis voluntas!“ — Das ſind Lieblingszitate Wilhelms II. Er ſelbſt untergräbt indes die Autorität, die er fordert, indem er überall mit ſeiner Perſönlichkeit in Konkurrenz tritt, indem er vergißt, daß dieſe Perſönlichkeit, ſo ſtark, ſo vielſeitig ſie ſein mag, doch immer nur die eines Menſchen iſt, eines Mannes dazu, deſſen gerade Entwickelung dadurch beeinträchtigt worden iſt, daß die Huldigung der Schranzen ihn nie dazu kommen ließ, ſeine geiſtigen Ausgaben mit ſeinen Einnahmen in Einklang zu

bringen. Eine Saladinsnatur, verſteht er nicht, Economien zu machen, fühlt ſich als reicher Mann und merkt nicht, daß es Tranſitgut iſt, was die Vorratskammern ſeines Geiſtes füllt, daß autoritative Kenntniſſe nur als Preis ſauren Schweißes in nimmer müder Kleinarbeit feſter Beſitz werden können. Auch nur bei ſtrengſter Spezialiſierung! Von ſolcher will unſer Kaiſer nichts wiſſen. Er will Autorität ſein auf ſo mannigfaltigen, ſo ſehr voneinander abliegenden, dazu ſo unermeßlich weiten Gebieten, daß ein einzelner die Forderungen nimmermehr erfüllen kann, die Wilhelm II. damit an ſich ſelbſt ſtellt. So wandelt er auf halsbrecheriſchem Pfade unabläſſig am Abgrund eines preſtigemordenden Dilettantismus hin, macht ſich und andern das Leben ſo ungeheuer ſchwer und hemmt vor allem den Regierungsapparat, indem er Motor ſein will, wo ſelbſt der Tüchtigſte an ſeiner Stelle nur oberſter Disponent ſein darf.

„Man hat ſich in der Praxis daran gewöhnt, den Kanzler als verantwortlich für das geſamte Verhalten der Reichsregierung anzuſehen", ſchreibt Bismarck einmal in ſeinen „Gedanken und Erinnerungen". Kaiſer Wilhelm II. hat ſich im Laufe der Jahre — nicht leicht! — auch innerlich mit den Grenzen abgefunden, die ihm als konſtitutionellem Herrſcher gezogen ſind. Aber die monarchiſch autori-

täre Überzeugung, seiner Auffassung des Gottesgnadentums entwachsen, ist in ihm heute noch so stark, daß er sich, vielleicht vielfach unbewußt, jedweder Minister- oder Kanzlerverantwortlichkeit nach Kräften zu entziehen sucht, statt diesen wertvollen Faktor staatsmännisch zu nutzen.

So wird an den verantwortlichen Stellen jahraus, jahrein eine Unsumme an Kraft und Geschicklichkeit verzehrt in dem Bemühen, die Person des Kaisers wenigstens da zu decken, wo er sich politisch zu weit hineingewagt in die Arena der Tageskämpfe, wo er, seiner ganzen Natur nach ein leidenschaftlicher Parteigänger, die Krone engagiert hat für Meinungen und Schlagworte, die zu scharfer Opposition reizen müssen, oder wo er — immer im Ton unantastbaren, unanzweifelbaren, autoritären Gottesgnadentums! — mit allem ins Gericht gegangen ist, was sich mit seinem inneren Wesen in Widerspruch gesetzt hat.

Die Neigung zu vorschneller Stellungnahme, die Impulsivität Wilhelms II., der naive Subjektivismus, der von allen andern strenge Objektivität verlangt, der Drang endlich, überall die Oberleitung sich zu wahren, dieser Drang, der nur Handlanger dulden will und sich alle ausgeprägten Persönlichkeiten in stets wachem Mißtrauen fern hält, das alles mußte die Kanzlerwirksamkeit eines Mannes

wie Bernhard Bülow von vornherein in einen ganz bestimmten Rahmen pressen. Er durfte gar nicht daran denken, dem deutschen Volke goldene Früchte da pflücken zu wollen, wo ein Bismarck den Arm nach ihnen gereckt, und die Erfahrungen Caprivis waren geeignet, ihn auch vor der stummen Rolle des gehorsamen Verwaltungsbeamten zu warnen, der in der Wilhelmstraße so leicht zur tragischen Figur werden konnte. Gerade was Bismarcks Stolz verschmäht, was Caprivi nie vermocht, oder in vierzigjährigem Militärdienst längst verlernt hatte, als er auf den hohen Posten kommandiert wurde, das lag Bernhard Bülow, dem Diplomaten. Auf saure Kleinarbeit nie erpicht, heroischer Gedanken und Taten absolut unfähig, ein kluger Cyniker und feiner Weltmann im Stile österreichischer Grandseigneurs, hat er rasch den Punkt erspäht, auf dem für ihn historische Verdienste zu holen waren, auf dem er wirken konnte, was zu wirken ihm gegeben war. Er fand die Position des Kanzlers bereits so eingeengt vor, daß die Grenzen seiner eigenen Fähigkeiten ziemlich genau zusammenfielen mit dem Rahmen, den Wilhelm II. der Tätigkeit eines ersten Dieners und Ratgebers gezogen.

Diesen Rahmen vermochte auch ein Geistesgewaltiger kaum zu sprengen. Das mußte schon die Gegenwart und sicher die Nachwelt würdigen.

Käme aber einſt der Rieſe, der neben Wilhelm II. leitender Staatsmann zu ſein verſtände, der geiſtige Abſtand zwiſchen ihm und dem vierten Kanzler des Deutſchen Reiches würde ſehr ſchwer abzuſchätzen ſein.

So rechnete Bernhard Bülow, und er hat nicht ſo falſch kalkuliert. Er füllt den Rahmen aus, und die Eigenart Wilhelms II. hat, ſoweit man blicken mag, den Boden, dem hervorragende und ſelbſtändige ſtaatsmänniſche Fähigkeiten entwachſen konnten, ſo gründlich „ſteriliſiert", daß man heute in den höchſten Regionen ſchon das Duodezformat Bülowſcher „Regierungskunſt" nicht mehr finden zu können fürchtet, wenn der Geſundheitszuſtand des derzeitigen Kanzlers es wirklich unumgänglich machen ſollte, nach einem Nachfolger Umſchau zu halten. Bernhard Bülow iſt aus der zünftigen Diplomatie hervorgegangen, und die Stärken wie die Schwächen des Metiers ſind es, die heute in der Wilhelmſtraße walten. Der Diplomat Bülow weiß ſein Auskommen zu finden mit Wilhelm II. Er hat manches verhindert, vieles geſchehen laſſen müſſen, nichts Eigenes geſchaffen. In der inneren Verwaltung ſchleifen die Zügel am Boden, in der Politik wird laviert, fortgewurſchtelt. Nach außen hin zehren wir noch immer von Bismarcks arg zuſammengeſchrumpfter Hinterlaſſenſchaft. Es will nichts mehr glücken. Seit dem Kolonialabkommen von

1890, deſſen ganze Tragweite zu enthüllen der ſüdweſtafrikaniſche Feldzug kommen mußte, ſeit 16 Jahren ſitzen wir im Pech. „Jedenfalls“, ſo ſchrieb Bismarck, „wird auch in der Zukunft nicht bloß kriegeriſche Rüſtung, ſondern auch ein richtiger politiſcher Blick dazu gehören, das deutſche Staatsſchiff durch die Strömungen der Koalitionen zu ſteuern, denen wir nach unſerer geographiſchen Lage und unſerer Vorgeſchichte ausgeſetzt ſind. Durch Liebenswürdigkeiten und wirtſchaftliche Trinkgelder für befreundete Mächte werden wir den Gefahren, die im Schoße der Zukunft liegen, nicht vorbeugen, ſondern die Begehrlichkeit unſerer einſtweiligen Freunde und ihre Rechnung auf unſer Gefühl ſorgenvoller Bedürftigkeit ſteigern. Meine Befürchtung iſt, daß auf dem eingeſchlagenen Wege unſere Zukunft kleinen und vorübergehenden Stimmungen der Gegenwart geopfert wird. Frühere Herrſcher ſahen mehr auf Befähigung als auf Gehorſam ihrer Ratgeber; wenn der Gehorſam allein das Kriterium iſt, ſo wird ein Anſpruch an die univerſelle Begabung des Monarchen geſtellt, dem ſelbſt Friedrich der Große nicht genügen würde, obſchon die Politik in Krieg und Frieden zu ſeiner Zeit weniger ſchwierig war wie heute.“

Und wenige Sätze weiter wird auf die Leichtigkeit antideutſcher Koalitionen hingewieſen. Die ruſſiſch-franzöſiſche zu verhindern war dem getreuen

Eckart zwei Jahrzehnte gelungen. Noch nicht zwei Jahre war er aus dem Amte geſchieden, da war ſie eine Tatſache geworden. Dann baute ſich Stein um Stein das Syſtem von Sonderabkommen, Freundſchaftsverhältniſſen, Verſtändigungen, Allianzen, Bündniſſen auf, an dem wir beſtenfalls noch mittelbar beteiligt waren. Italien entdeckte unter Barères geſchickter Beihilfe ſein Herz für Frankreich und wandte dem Dreibund ziemlich kühl den Rücken, kokettierte nach Mürzſteg mit den Weſtmächten, ließ ſich von England den Hof machen, um im Roten Meer gelegentlich ungeſtraft Großmacht ſpielen zu dürfen. Großbritannien entdeckte Japans Bündnisfähigkeit, fand ſich mit Frankreich, durfte ſogar Rußland gegen die Pforte ausſpielen, als der Sinaihandel die Realiſierung des ägyptiſchen Geſchäfts in Fluß brachte, konnte ſich in Zentralaſien arrangieren, unterwegs noch eine Hypothek auf Arabien erwerben, in Norwegen ein Pied à terre gewinnen und trotz alledem den wackeren Eduard als Freudenbringer nach Friedrichshof ſenden. Die franzöſiſche Republik bugſierte uns nach Algeciras, wo der größte kontinentale Militärſtaat in mühſam erborgten Fetzen vorſichtiger Freunde einherſtolzierte — und ſo fort mit Grazie.

„Herrlichen Tagen führe ich euch entgegen!“ hat Wilhelm II. einſt ſeinen Brandenburgern zugerufen.

„Mein Kurs ist der richtige, und er wird weiter gesteuert", schloß jene Rede. War der Kurs wirklich der richtige? Jedenfalls war es der Kurs Wilhelms II., der dafür gesorgt hat, daß jeder einzelne Ruck am Steuerrad den Lotsen klar und deutlich erkennen ließ. Das Telegramm, das nach dem unseligen Jamesonraid nach Pretoria abging, die Verleihung des Schwarzen Adlers an General Roberts, der Empfang von Cecil Rhodes, die Amerikareise des Prinzen Heinrich, die Fahrt der Kaiserin Friedrich nach Frankreich, die Ernennung Stößels zum Ritter des Pour le mérite, der Empfang Wittes in Rominten, die Mensurdepesche an Goluchowski — das sind nur ein paar Etappen auf dem Wege, den er uns geführt hat.

Wo blieb auf all diesen Stationen der Kanzler? In vielen Fällen hat er erst durch die Presse Kunde erhalten von dem, was er verantworten mußte. Gleich als ob der Kaiser Genugtuung darüber empfände, daß sein erster Ratgeber von aller Welt als Statist erkannt wird. Von Caprivi und Hohenlohe sei hier nicht die Rede. Aber Bernhard Bülow jedenfalls ist in Wirklichkeit doch immerhin mehr gewesen als ein reines Werkzeug kaiserlicher Initiative. Das Ausland sollte indes die Vorstellung erhalten, daß für die gesamte Politik des Deutschen Reiches von dem gewissenhaften Beobachter nur

der Kaiser selbst verantwortlich gemacht werden dürfe.

Das ist denn Wilhelm II. auch gelungen. Nur daß sein stolzer romantischer Traum sich nicht hat verwirklichen lassen, daß die Erfolge ausgeblieben sind, an denen er von vornherein keinem andern einen Anteil gönnen wollte. Unser Kaiser hat erfahren müssen, daß die Weltgeschichte sich nicht mehr durch hochfliegende dynastische Pläne lenken läßt, daß selbst die blendendste Persönlichkeit auf dem Thron nicht mehr im stande ist, internationale Eifersüchteleien auszugleichen, tiefgehende Gegensätze zu verwischen, lähmende Koalitionen zu verhindern. Die Politik ist ein nüchtern Handwerk. Inmitten feindlicher Gewalten muß sich ein Volk mit seinen nationalen und wirtschaftlichen Zielen stark zu behaupten suchen. Da kann das unaufhörliche Hervortreten des Monarchen nur schaden. Er muß in der Reserve bleiben, gleichsam als letzter Trumpf. In der Politik wie im Schachspiel ist es erste Regel, den König zu decken.

Kaiser Wilhelm aber muß agitieren. Von dem ehrlichsten Wollen beseelt, strebt er für sein Volk nach dem Höchsten. Aber er vergißt, daß ihm zum Politiker vor allem die eiserne Selbstdisziplin mangelt, deren der Staatsmann benötigt, der seinem Temperament nicht die Zügel schießen lassen darf,

alle Impulse bändigen muß, bis das Auge die Gelegenheit zu erfolgreicher Tat zu erspähen vermag. Der Staatsmann darf nicht „schußgierig" sein, darf sein Pulver nicht verbleffen. Wo er die Büchse an die Wange reißt, da muß der Schuß sitzen. Das ist aber nicht möglich, wenn er das Bedürfnis hat, unaufhörlich knallen zu hören.

Wir sind ja nachgerade gegen das Knallen abgestumpft; hören kaum mehr hin, wissen, daß Wilhelm II. den Tamtam braucht, ob er nun einen Kanal oder eine Kunstausstellung einweiht, gen Jerusalem zieht, oder ein Denkmal enthüllt, einen Sühneprinzen empfängt, oder bei einem Kriegerverein zu Gaste ist, einen General nach Afrika schickt, oder Rekruten vereidigt, nach England fährt, oder die Tanzhusaren nach Krefeld führt. Aber jenseits der Grenze lauscht man all den zahllosen Reden, verfolgt man mit Mißtrauen die Reisen, glossiert man hämisch jeden Widerspruch in Handlungen und Äußerungen des Kaisers, kommentiert man selbst harmlose Tischgespräche. Wilhelm II. wünscht ja, daß man in ihm den alleinigen Träger der deutschen Politik sehe, daß man wisse, er bestätige nicht nur jede einzelne Maßnahme seiner Regierung, er rege sie auch an.

Es ist bei uns heute tatsächlich nicht viel anders mehr als in der Türkei, wo die Pforte ein Schatten-

daſein friſtet, wo alle Fäden im Serail zuſammenlaufen, wo die Stimmungen und Verſtimmungen im Yildiz maßgebend ſind in der inneren wie in der äußeren Politik, wo die Kamarilla triumphiert und die Miniſter nicht mehr unter einheitlicher Leitung nach einem feſten Regierungsprogramm arbeiten, ſondern nur noch vom Antlitz des Herrſchers deſſen Wünſche abzuleſen ſuchen, nichts mehr fürchten, als ſich mit ſeinen Intentionen in Widerſpruch zu ſetzen. Auch zu Abdul Hamids erſten Regierungshandlungen gehörte die Einſchränkung der Befugniſſe des Großveziers, auch Abdul Hamid wollte ſein eigener Kanzler, ſein eigener Generalſtabschef ſein. Auch er will vor allem gehorſame Diener, ſchätzt gute Umgangsformen und Grillen verſcheuchende Unterhaltung über Gebühr, läßt ſich von liebedienernden Schranzen Weihrauch ſtreuen, ohne zu bedenken, daß die Düfte, die ihn ſo lieblich umſchmeicheln, der großen Maſſe des Volkes auf die Nerven gehen, zu immer ſchärferer Oppoſition reizen.

Abdul Hamid iſt auch ein Beiſpiel dafür, wie gerade die Herrſcher, die alles ſelbſt tun wollen, und dabei ja doch auf die vorbereitende Arbeit anderer angewieſen bleiben, am leichteſten den Einflüſſen gewandter Schranzen unterliegen, welche dem Souverän ihre Abſichten ſo geſchickt zu ſuggerieren wiſſen, daß er nach eigenen Plänen zu handeln

glaubt. Der Fürſt wird dabei gar nicht gewahr, daß, während er die verantwortlichen Ratgeber zu Statiſten herabdrückt, die unverantwortlichen eine viel größere Macht über ihn gewinnen, nur daß nun Sonderintereſſen da ihre Fäden ſpinnen, wo ſonſt die Kontrolle der öffentlichen Meinung ein ſicheres Korrigens politiſcher Wirkſamkeit geweſen wäre.

Nun ſteht zwar faſt jeder Monarch in gewiſſen Grenzen unter dem Einfluß ſeiner höfiſchen Umgebung, und immer und überall wird die Gefahr groß bleiben, daß dieſe Umgebung ihm fernzuhalten ſucht, was ihr nicht in den Kram paßt, daß ſie eine umfaſſende und wahrheitsgetreue Information des Herrſchers verweigert, ja daß ſie manchmal geradezu Fälſchungen der öffentlichen Meinung vornimmt. Auch Bismarck hatte im Verkehr mit ſeinem „alten Herrn“ oft genug derartige Einflüſſe niederzuringen. Bald waren ſie auf die klerikale Bigotterie der Kaiſerin Auguſta, bald auf die Propaganda der engliſchen Schwiegertochter zurückzuführen, bald ſuchten ehrgeizige Schranzen einen Platz an der Sonne zu erobern, bald mühte ſich feindſelige Eiferſucht auf den eiſernen Kanzler, den Kaiſer gegen ihn einzunehmen. Dann wieder war ehrliche Sorge um die Geſundheit des Greiſes ſtets bereit, ihm gegen ſeinen Willen, ſelbſt auf Koſten ſeines rich-

tigen Urteils über die Regierungsgeschäfte, alles Aufregende fernzuhalten, und schließlich bleibt stets zu berücksichtigen, daß das Hofgesinde unter einer Verstimmung des Monarchen immer mehr zu leiden hat, als etwa der verantwortliche Staatsmann, der diese Verstimmung nicht vermeiden konnte. Es ist also auch eine Art Notwehr, wenn die Schranzen von ihrem Herrn alles abzuwehren suchen, was seine Laune verderben könnte.

Bismarck hat durch solche schwer erweisbaren Machinationen manchen ernsten Verdruß gehabt, aber niemals konnte durch sie die Bedeutung des Kanzlerpostens geschmälert werden, niemals auch ist der Begriff der Kamarilla, als ein Faktor in der Regierungsführung, der Nation zum Erlebnis geworden. Das blieb der Ära Wilhelms II. vorbehalten. Es war in drei Lustren eine Ära des Reisens. Der junge Fürst, der seinem Lande Kanzler und Generalstabschef, höchster Bischof der evangelischen Bundeskirche, letzte Autorität in allen Fragen der Kunst und Wissenschaft sein, der die auswärtige Politik des Reiches leiten, der Industrie, dem Handel und der Landwirtschaft, der Erziehung und dem Sport neue Bahnen weisen, zu jeder sozialen, jeder wirtschaftlichen, jeder technischen Leistung die Anregung geben wollte, mußte auch überall persönlich zugegen sein, wo ein Grundstein oder ein

Schlußstein gelegt, ein Schiff getauft, eine Kirche oder eine Kaserne eingeweiht, ein neues Geschütz ausprobiert, ein Denkmal enthüllt, eine Ausstellung eröffnet, ein Musikfest gefeiert, ein Pferde- oder Automobilrennen gelaufen, eine Regatta begangen wurde. Auch dem Nebensächlichen wollte er durch seine Anwesenheit den Stempel seiner Persönlichkeit aufdrücken.

Die Fürstenbesuche hat er zu einer ständigen Einrichtung erhoben. Hat den Zaren in Petersburg, den Sultan in Konstantinopel, Papst und König in Rom, den Kaiser von Österreich gar häufig in Wien und Schönbrunn besucht. In Madrid und Kopenhagen hat er „persönlich gewirkt", die englischen Verwandten erst in den letzten Jahren etwas seltener heimgesucht, dafür aber sich sofort auf den Weg gemacht, um Europas jüngstem König am nordischen Meere die Hand zu drücken. Er ist zur Akropolis und zum heiligen Grabe gepilgert, und zu der Sphinx und den Pagoden hat ihm nur britische Nervosität den Weg verlegen können. Daß er eines Tages auch die Pariser erobern wird, steht ihm fest, und die Amerikafahrt bleibt das Ziel seiner Sehnsucht.

In der Summe hielten ihn diese Reisen, denen noch zahlreiche Abstecher auf die Jagdgüter befreundeter Granden, nach seinen eigenen Besitzungen

Rominten, Kadinen, der Wilhelmshöhe, Urville ꝛc., Erholungsfahrten ins Land der weißen Nächte und an die Gestade des Mittelmeeres hinzuzurechnen sind, viele Jahre von der Residenz, vom Sitze der Regierung fern. In seiner Begleitung befand sich wohl meist ein Vertreter des auswärtigen Amtes, aber naturgemäß nur in den seltensten Fällen — bei hochpolitischen Zusammenkünften! — der Kanzler oder ein verantwortlicher Minister. „Wenn er mich nur einmal zu sich aufs Schiff einladen wollte!“ hat der selige Miquel voll Wehmut geklagt. Aber diese Gelegenheit zu einer intimen Aussprache mit dem Kaiser ist ihm nie geworden. Zumeist reist der Monarch nur in Begleitung seines Hofstaates, seiner Adjutanten. Zu den Erholungsfahrten werden auch Künstler, Gelehrte, Großindustrielle und Großfinanziers in sorgfältiger Auswahl befohlen, seltener hohe Beamte, wie der listenreiche Ministerialdirektor Althoff, und wenige andere, die sich durch Witz, Erzählertalent oder besonders urbane Umgangsformen empfehlen.

Auf diesen Fahrten will der Kaiser sich an froher Tafelrunde als Mensch im Freundeskreise fühlen, oder, frei von der Erdenschwere ermüdender Regierungsdetails, „auf der Schiffsbrücke stehend, nur Gottes Sterne am Himmel über sich, Einkehr in sich selbst halten“, sich gleich Moses auf dem

Berge Sinai „mit dem Geiſt Gottes, mit Wiſſen und Verſtand und Erkenntnis und mit allerlei Geſchicklichkeit“ erfüllen laſſen. Zwieſprache halten mit dem Höchſten, von deſſen Gnade er ſich in ſein Amt eingeſetzt fühlt.

Auf dieſen Fahrten öffnet ſich ſeine Seele dem Guten und Großen, aber auch allem, was ihm als wertvoll für ſein Volk, als nützlich, heilſam, eines Verſuches wert in geſchickter und ihm ſympathiſcher Form angeprieſen wird. Hier iſt ſchon mancher Keim ins Herz des Kaiſers gepflanzt worden, der ihn dann zu überraſchenden Entſchlüſſen drängte. Hier iſt allzuoft ſchon der Grund zu einer Miniſterherrlichkeit gelegt, über manche auch der Stab gebrochen worden. Hier entſtanden Vertrauensverhältniſſe, die ſpäter den verantwortlichen Ratgebern ſchwer zu ſchaffen machten; hier war „der Punkt außerhalb der Regierung“, von dem aus Hochſtrebende gelegentlich ſogar verſuchten, den ganzen Regierungsapparat aus den Angeln zu heben. Manches Wort, das der Kaiſer hier in froher Tafelſtimmung ausſprach, iſt in die Öffentlichkeit gedrungen, hat, aus dem Zuſammenhange geriſſen, im Auslande Mißtrauen erweckt, oder im Inlande gefährliche Oppoſition erzeugt. Manches auch iſt im Kampf der Parteien geſchickt ausgemünzt worden und hat einen wütenden Geſchoßhagel gegen

den Autor entfesselt, den seine Minister nur unter Einsetzung ihrer Persönlichkeit herauszuhauen vermochten. Da fanden dann wieder die Zwischenträger Arbeit, die höfische Intrige feierte Orgien und der Rest waren „Fälle", „Affären", — Majestätsbeleidigungsprozesse. Der Kaiser aber klagte über die Verminderung des Ansehens der Krone.

Er klagte darüber auch in intimeren Kreisen, in den Schlössern märkischer und schlesischer Granden, wo dann so manche absonderliche Aktion zur Hebung des kaiserlichen Prestiges ausgeheckt wurde. Ehrliche und unehrliche Anschläge wurden hier geplant. Vieles ist nie zur Ausführung gelangt. Vieles auch fand weit später in schwer begreiflichen kaiserlichen Äußerungen den Weg in die Öffentlichkeit, manches hat noch lange in dem Parallelogramm der Kräfte mitgewirkt, dessen Resultante der neue Kurs war. Daß trotz allem in den letzten Jahren von einer eigentlichen Nebenregierung nicht mehr geredet werden kann, so stark auch andauernd die höfisch-militärische Umgebung des Kaisers ihn beeinflußt, so weitgehend die Handlungsweise und die Regierungsführung Wilhelms II. durch gewisse Beziehungen mitbestimmt werden, die er zu Gelehrten, Künstlern und allerhand „Männern der Tat" unterhält, — das muß als das Verdienst des Fürsten Bülow angesehen werden.

Nachdem der Kanzler einmal erkannt, wie weitgehend unter Wilhelm II. unverantwortliche Ratgeber die verantwortlichen ablöſen konnten, ließ er die eigene Diplomatenkunſt ſpielen, nutzte ſeine ſichere Routine des Parketts und holte ſich als gewandteſter der Höflinge mitten aus der Kamarilla wenigſtens einen beträchtlichen Teil des Einfluſſes auf den Monarchen wieder zurück, das Eroberte in geſchickteſter Weiſe ſeinem verantwortlichen Amte nach außen hin verknüpfend.

So wehmütig es das deutſche Volk ſtimmen muß, daß es ſolcher Taktik bedurfte, um den Kanzlerpoſten nicht glattweg wertlos werden zu laſſen, ſo trübe die Ausſichten für jeden künftigen Nachfolger Bismarcks werden, der nicht über die höfiſchen Talente Bernhard Bülows verfügt, ſo iſt für die Gegenwart wenigſtens durch das Verhältnis zwiſchen Kaiſer und Kanzler immerhin eine gewiſſe Gewähr gegen allzu bedenkliche Seitenſprünge geſchaffen. Freilich iſt der Kanzler nun unter die Konkurrenz gegangen, und die „unverantwortlichen“ Einflüſſe müſſen *ihm* darum ganz etwas anderes bedeuten, als ſie etwa Bismarck je bedeuten konnten. Die Wurzeln *ſeiner* Poſition liegen dem Bereich höfiſcher Machinationen ſo nahe, daß ſeine Wachſamkeit unaufhörlich von Dingen in Anſpruch genommen werden muß, die an ſich mit der Regierungs-

führung nichts zu tun haben und nichts zu tun haben ſollten. Daß die Regierungsführung darunter leiden muß, iſt nur ſelbſtverſtändlich. Die Aufgaben eines leitenden Miniſters einer europäiſchen Großmacht mit parlamentariſcher Verfaſſung ſind, wie ſchon Bismarck hervorhob, an ſich hinreichend aufreibender Natur, um die Arbeitsfähigkeit eines Mannes zu abſorbieren. Alle Erſchwerungen nicht ſachlicher Art müſſen Kraft und Geſundheit über Gebühr in Anſpruch nehmen. Fürſt Bülow iſt gerade unter ſolchen Erſchwerungen im Frühjahr 1906 zuſammengebrochen. Den Eingeweihten mußte es wie bittere Ironie klingen, wenn damals der Vorſchlag gemacht worden iſt, den Kanzler von höfiſchen Verpflichtungen mehr zu entlaſten. Damit wäre er weniger geweſen, als Caprivi war.

Man kann es als ein nationales Unglück auffaſſen, daß der Kanzler des Deutſchen Reiches, wenn auch er ſelbſt noch nicht aus der Kamarilla hervorgegangen iſt, doch nicht nur eine Art Kabinettsregierung deckt, ſondern auch mit den Höflingen ſich dauernd auf dem gleichen Boden meſſen muß, ſtatt als ſelbſtändiger und entſchloſſener Initiator einer innerlich ſtarken Politik dieſe ungebeugten Nackens bei ſeinem kaiſerlichen Herrn vertreten zu dürfen. Man wird es tief beklagen, wenn der Reichskanzler durch politiſche Handlungen ſeines Souveräns an-

dauernd überraſcht werden kann, weil er, wie jeder andere Höfling, eben auch die Augen und Ohren nicht überall hat, daß er ſtets darauf gefaßt ſein muß, kontrekarriert zu werden. Man mag eine kataſtrophale Wendung ankündigen, wenn die deutſche Politik auch fernerhin jede gerade Linie vermiſſen läßt, weil der Kanzler beſtenfalls Kompromiſſe zuſtande bringt, lange nicht alle Seitenſprünge verhindern und Handlungen von unabſehbarer Tragweite oft ſelbſt nicht motivieren kann.

Aber das alles ändert nichts daran, daß Bernhard von Bülow ſich noch immer Dutzende von Malen die Rettungsmedaille um unſern inneren Frieden, unſer äußeres Anſehen verdient hat.

In der Natur der Sache liegt es, daß die Erfolge, die von dem geſchickten Hofmann, weitab von der lauten Öffentlichkeit, in mancher ſchwierigen Zwieſprache mit ſeinem kaiſerlichen Herrn errungen wurden, heute noch nicht einmal das helle Tageslicht, geſchweige denn laute Würdigung vertragen. Sie würden für den Fernerſtehenden auch ſchwerlich viel Impoſantes an ſich haben. Bülow ſelbſt hat ſie einmal in dem denkwürdigen Wort zuſammengefaßt: „Sie ahnen nicht, wieviel ich noch verhindere!“

„Und unter welchen Umſtänden verhindere!“ hätte er ruhig hinzufügen können. Längſt hat die Eigenart unſeres Kaiſers das hohe Beamtentum

korrumpiert. Seit der Schwerpunkt der Regierung ins Kabinett verlegt wurde, scheint die Intrigenluft des Hofes in der Wilhelmstraße eine gutgehende Filiale zu haben. Da bilden sich Cliquen und Parteien, da ziehen Subalterne ihre Drähte nach dem Schloß, da verbünden sich Geheimräte mit der oppositionellen Presse, da wird „redigiert“ und inspiriert, da werden Parlamentarier zu Mitwissern geheimer Akten und Finanziers zu Mitschuldigen seltsamer Schiebungen. Da werden Gesandte und Botschafter verleumdet und andere protegiert, da ist der eine „Anglophile“ und der andere hält es mit den Russen. Der will den Frieden und jener hält einen „frischen fröhlichen Krieg“ für eine nationale Notwendigkeit. Nichts mehr von altpreußischer Ehrbarkeit, von Beamtenwürde, von Unterordnung unter ein großes Ganzes. Lauter Individualitäten, die Anspruch auf individuelle Behandlung erheben. Lauter Sonderinteressen, die sich ganz offen breit machen.

In dem Kolonialamt erst, da herrscht der Kampf aller gegen alle. Da hält es der eine mit dem Zentrum, der andere mit dem Liberalismus. Geheimräte, die Tür an Tür arbeiten, oder doch arbeiten sollten, fechten erbitterte Preßfehden miteinander aus. Der fühlt sich verpflichtet, die Interessen der deutschen Bank zu wahren, jener zieht es vor, sich den Rückzug in die Industrie zu sichern.

Die Subalternen tratſchen mit ehrgeizigen Abgeordneten und zeilenlüſternen Reportern. Manchmal bringt irgend ein „Fall“ aus den Kolonien Abwechſlung in die Bude. Da gibt es dann Anekdötchen zu erzählen und Deſſous zu beriechen. Das deutſche Volk aber muß Hunderte von Millionen hinlegen, ſich immer neue und recht unbequeme Steuern aufpacken laſſen, um die Leichtſinnsſchulden der ungeratenen Söhne „am grünen Tiſch“ und über See zu bezahlen.

Hierfür hat es dann die Genugtuung, gelegentlich zu erfahren, welche Taſchen es in Wahrheit geſpickt hat. Ein preußiſcher Miniſter hat ſich im Nebenamt als Armeelieferant betätigen können, ein hoher Militär wurde verhaftet, weil Kolluſionsgefahr vorlag: der Miniſter hatte Anſtalten gemacht, ſich mit ſeinem Komplizen über die gerichtlichen Ausſagen zu verſtändigen. Und konnte doch noch hoffen, die Hofgunſt werde ihn retten. Konnte es hoffen, ohne daß ihn Tatſachen, die dem Volke augenfällig geworden wären, desavouierten.

Hofgunſt! Alles läßt ſich heute von ihr faſzinieren. Wertet ſie doch auch anders als in früheren Tagen. Was kümmert den Rat das Urteil ſeines Chefs, wenn er Ausſicht hat, das Auge des Monarchen auf ſich zu ziehen. Der fragt den Vorgeſetzten nicht lange, wenn er einen für ein Portefeuille in

Ausſicht genommen. Deſſen Wohlwollen allein birgt unbegrenzte Möglichkeiten. Mit der Kamarilla gilt ſich's drum zu halten, in deren Mitte ja auch Fürſt Bülow ſeine Lorbeeren pflückt.

Redliche Arbeit? Damit kommt man heute nicht mehr weit bei uns. Damit kann man verſchimmeln auf dem Lederkiſſen. Broſchüren ſchreiben hilft ſchon eher. Und dann: auf Protektion laufen, ſich Gönner erringen durch kleine Gefälligkeiten, gingen ſie gleich auf Koſten der Allgemeinheit, für eine „gute Preſſe“ vorſorgen.

Wilde Streberei iſt eingeriſſen in unſern Miniſterien und Reichsämtern. Da buhlt man um Parteiengunſt und Abgeordnetenmandate, um ſich dem kaiſerlichen Herrn leichter bemerkbar machen zu können. Wenig geſchieht mehr um der Sache willen. Wie der Monarch ſeine Perſönlichkeit unabläſſig in den Vordergrund ſtellt, ſo heute ſchon der jüngſte Hilfsarbeiter. Und manchem iſt's geglückt!

Die Kaiſerreiſen haben die Miniſterreiſen nach ſich gezogen, die Kaiſerreden die Miniſterreden. Man reiſt nicht mehr wie früher zu ernſter dienſtlicher Kontrollarbeit. Man reiſt, um ſich populär zu machen. Man bekommt auch nichts mehr zu ſehen. Man feiert endloſe Feſte, macht ſich dadurch immer neuen Intereſſen tributpflichtig, läßt ſich bald da, bald dort „einheimſen“. Schon hat ſich das

Couplet der preußiſchen Miniſterherrlichkeit bemächtigt. Der Ernſt fehlt und die Freude, an wichtiger Stelle Tüchtiges zu wirken. Der Weiſe im Reichsamt des Innern hat es mit all der gediegenen Arbeit beim Kaiſer nur zum Rufe eines „ledernen Pedanten“ bringen können. Podbielski war enfant gaté, blieb es — trotz der geſchäftstüchtigen Gattin.

Die Unſicherheit iſt ja auch zu groß für den, dem nur an der Sache gelegen. Wer weiß, ob nicht morgen auf einer Nordlandreiſe oder im Mittelmeer der ganzen Miniſterherrlichkeit von einem „Unverantwortlichen“ das Grab geſchaufelt wird. Da gilt es, ſich des Portefeuilles und ſeiner Annehmlichkeiten zu freuen, ſolange der Tag noch leuchtet.

Und das Parlament macht den Herren das Regieren ja auch nicht allzu ſauer. Bebel wird in jeder Seſſion durch den Kanzler programmmäßig abgetan. Das andere ſind „Querulanten“ oder — Stellenjäger. Man läßt ſie reden oder „erſäuft ſie in den Akten“, wie ja wohl der terminus technicus lautet. Wie ſehr ſich aber das Parlament durch die Allerweltskünſte des Monarchen blenden, wie ſehr man ſich auch dort von dem Myſterium der Hofgunſt faſzinieren läßt, wie wenig von dieſer Seite eine charaktervolle Oppoſition gegen die Kabinettsregierung und ihre verhängnisvollen Folgeerſcheinungen zu erwarten iſt, das hat bereits am

einundvierzigſten Geburtstage des Kaiſers Graf Balleſtrem, der bis zur Stunde im Namen einer überwältigenden Mehrheit des deutſchen Reichstages, der konſtitutionellen Vertretung des deutſchen Volkes, ſprechen darf, in der folgenden Rede dargetan:

„Wenn der Kaiſer mit ſeinen Truppen im Felde liegt, oder ihre Manöver im Frieden leitet, ſo wird ihm auf hoher Fahnenſtange eine Standarte vorangetragen, auf daß jeder ſehen kann, wo ſein Kaiſer und Feldherr zu finden iſt. Wenn der Kaiſer in einer ſeiner Reſidenzen eine Wohnung, ein Schloß bezieht, dann ſteigt die Kaiſerſtandarte auf, um der Stadt zu verkünden, der Kaiſer iſt da. . . . Und das iſt recht ſo, denn das Volk muß immer wiſſen, wo ſein Kaiſer iſt. Wenn dies nun ſchon auf äußerem Gebiete richtig iſt, um wie viel richtiger iſt es dann auf geiſtigem Gebiete! Und das hat unſer hochverehrter Monarch auch empfunden. Sobald eine Frage die Volksſeele bewegt, ſei ſie politiſcher, ſei ſie ſozialer, ſei ſie wirtſchaftlicher, ſei ſie ſelbſt wiſſenſchaftlicher oder gelehrter Natur, der Kaiſer nimmt Stellung dazu. — Er benutzt irgend eine Gelegenheit, um ſich darüber und über die Stellung, die er zu dieſer Frage einnimmt, öffentlich auszuſprechen; er richtet eine geiſtige Standarte auf, die man von weitem ſieht.

„Meine Herren, nach meiner Anſicht richtet er ſie nicht zu dem Zwecke auf, daß man ſich ſtill und ſtumm daran vorbeidrücke, ſondern er richtet ſie auf, damit ſie beachtet, erwogen und beſprochen wird von allen denen, die es angeht, vor allem von den Vertretern des deutſchen Volkes.

„Meine Herren! Die Hohenzollernfürſten waren immer Männer, die ihre Zeit verſtanden haben. Sie waren eiſengepanzerte Ritter im Mittelalter, ſie waren hohe Feldherren in der Neuzeit, wie Friedrich der Große und Wilhelm der Große, und ſie waren immer allen übrigen Fürſten ihrer Zeit voraus, indem ſie ihre Zeit richtig verſtanden.

„Das hat auch unſer Kaiſer getan; er hat ſeine Zeit verſtanden, er hat geſagt: Ich lebe in der Zeit der Öffentlichkeit und Mündlichkeit, und ich will auch kein ſogenannter konſtitutioneller Monarch ſein (!!), der da herrſcht und nicht regiert. Ich glaube, das würde unſerem herrlichen Kaiſer nicht zuſagen, wenn man ihm dieſe Rolle zuteilte. Deshalb iſt er überall hervorgetreten und hat die große ſtaatsrechtliche Stellung, die ihm ſowohl von der Verfaſſung des Deutſchen Reiches als auch noch mehr als König von Preußen und noch mehr vielleicht durch ſeine große Individualität zukommt, immer wahrgenommen.

„Meine Herren, das muß uns mit Bewunderung erfüllen, und wir müſſen der Vorſehung danken,

daß ſie uns in dieſen Zeiten einen ſolchen Kaiſer gegeben hat, und das muß uns anſpornen, daß wir den großen Intentionen des Kaiſers nach Möglichkeit, ſoweit unſere Überzeugung es zuläßt, immer entgegenkommen und ſie immer fördern."

Es iſt wohl der Mühe wert, dieſer Rede hier ausführlich zu gedenken. Sie iſt vor der Geſchichte vielleicht die eindrucksvollſte Rechtfertigung der Auffaſſung Wilhelms II. von ſeinem Herrſcherberuf. Denn wie man im Volke über dieſe Rede dachte, iſt wohl niemals zu Ohren des Monarchen gekommen. Er mußte alſo durch dieſes Meiſterſtück des Byzantinismus in der Überzeugung von dem gewaltigen Werte ſeiner autoritären Stellungnahme ſehr weſentlich beſtärkt und dadurch noch weiter in die Öffentlichkeit gedrängt werden. . . .

Der perſönliche Wille des Herrſchers als Anfang und Ende! — Der Kanzler als Konkurrent der höfiſchen Kamarilla, um nur die gefährlichſten Extravaganzen verhindern zu können! — Das Beamtentum über ihn hinweg unabläſſig nach der höchſten Inſtanz ſchielend! — Die Bureaukratie korrumpiert und zum Teil verlottert! — Das Parlament charakterlos bis zur Selbſtvernichtung! — Nirgends ein Gegengewicht gegen Kamarilla und Kabinettsregime! — So wird in Deutſchland regiert im erſten Luſtrum des zwanzigſten Jahrhunderts.

Vom Russenkurs zum Amerikanismus.

Der Anspruch auf die Dankbarkeit Preußens, den sich Rußland im Jahre 1813 erworben hat, bildete den Beginn einer Epoche, in deren Verlauf Preußen herabsank zum russischen Vasallenstaat. Die Popularität, deren sich 1813 die ersten Kosaken bei uns erfreuen durften, haben mehr als ein halbes Jahrhundert lang alle russischen Großfürsten, Generäle und Soldatenabteilungen, die in Berlin einkehrten, genießen dürfen. Erst das schreckliche Debacle des japanischen Krieges, der äußere und innere Zusammenbruch des Zarenreiches haben schließlich mit dem Russenkult auch da aufgeräumt, wo sich Überreste davon bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts bei uns erhalten haben — am Berliner Hof. Es ist schließlich begreiflich und menschlich schön, wenn in Friedrich Wilhelm III. die dankbare Erinnerung immer mächtig blieb an das, was vom Februar 1813 bis zum Wiener Kongreß Alexander I.,

übrigens keineswegs unter Vernachlässigung russischer Interessen, der preußischen Monarchie geleistet hatte, indem er seine Zusage, Preußen in dem status quo ante wieder herzustellen, im großen und ganzen erfüllte. „Wir haben aber", so schreibt Bismarck, „unsere Schuld ausgeglichen, nicht nur zur Zeit der Notlage der Russen bei Adrianopel 1829 und durch unser Verhalten in Polen 1831, sondern in der ganzen Zeit unter Nikolaus I., der der deutschen Romantik und Gemütlichkeit ferner stand als Alexander I. . . . Unter seiner Regierung haben wir als russische Vasallen gelebt, 1831, wo Rußland ohne uns kaum mit den Polen fertig geworden wäre, namentlich aber in allen europäischen Konstellationen von 1831 bis 1850, wo wir immer russische Wechsel akzeptiert und honoriert haben, bis nach 1848 der junge österreichische Kaiser dem russischen besser gefiel als der König von Preußen, wo der russische Schiedsrichter kalt und hart gegen Preußen und deutsche Vertretungen entschied und sich für die Freundschaftsdienste von 1813 voll bezahlt machte, indem er uns die Olmützer Demütigung aufzwang. Später kamen wir Rußland gegenüber im Krimkriege, im polnischen Aufstande 1863 bedeutend in Vorschuß, und wenn wir in dem genannten Jahre Alexanders II. eigenhändiger Aufforderung zum Kriege nicht Folge leisteten und er darüber und

in der däniſchen Frage Empfindlichkeit bewies, ſo zeigt dies nur, wie weit der ruſſiſche Anſpruch ſchon über Gleichberechtigung hinaus gediehen war und Unterordnung verlangte.

Das Defizit auf unſerer Seite war einmal durch Verwandtſchaftsgefühle, durch die Gewohnheit der Abhängigkeit, in welcher die geringere Energie von der größten ſtand, ſodann durch den Irrtum bedingt, als ob Nikolaus I. dieſelben Geſinnungen wie Alexander I. für uns hege und dieſelben Anſprüche auf Dankbarkeit aus der Zeit der Freiheitskriege habe. In der Tat aber trat während der Regierung des Kaiſers Nikolaus kein im deutſchen Gemüt wurzelndes Motiv hervor, unſere Freundſchaft mit Rußland auf dem Fuße der Gleichheit zu pflegen und mindeſtens einen analogen Nutzen daraus zu ziehen, wie Rußland aus unſerer Dienſtleiſtung. *Etwas mehr Selbſtgefühl und Kraftbewußtſein* würde unſern Anſpruch auf Gegenſeitigkeit in Petersburg zur Anerkennung gebracht haben."

Die Wiedergabe dieſes Paſſus der „Gedanken und Erinnerungen", in deſſen knappe Sätze Bismarck die ganze Geſchichte unſeres Verhältniſſes zu Rußland von den Befreiungskriegen bis 1870 zu bannen gewußt hat, ſchien mir wichtig. Hier zeigte ſich einerſeits in ſeltener Reinheit die ganze Schwäche einer durch verwandtſchaftliche Beziehungen beein-

flußten dynastischen Politik, der das Korrigens der Volksmeinung fehlte. Denn die Russenbegeisterung des preußischen Volkes hat jedenfalls das Jahr 1831 nicht überdauert. Anderseits erkennen wir hier die gefährliche Wirkung des Persönlichen in der Politik. Nur der eiserne Wille und die seltene Zähigkeit eines von der Bedeutung seiner Verantwortung tief durchdrungenen leitenden Staatsmannes hat die patriarchalisch absolutistischen Neigungen zu überwinden gewußt, in fremden dynastischen Sympathien einen den Interessen der eigenen Nation zu leicht gefährlichen Rückhalt zu suchen. Diese Neigung ist immerhin begreiflich. Der Herrscher, der auf unnahbarer Höhe von „Gottes Gnaden" seines Amtes waltet und sich nur dem Höchsten zur Rechenschaft verpflichtet fühlt, wird in Augenblicken der Bedrängnis oder der Vereinsamung eine Aussprache mit dem Kollegen von „Gottes Gnaden", eine Abmachung, einen Versicherungsvertrag mit ihm stets der rückhaltlosen Offenbarung seiner innersten Empfindungen gegenüber dem jeweiligen verantwortlichen Ratgeber vorziehen.

Solche Abmachungen von Monarch zu Monarch aber sind in ihrer bindenden Kraft abhängig nicht nur von den Grenzen, welche der monarchischen Machtvollkommenheit in den einzelnen Staaten gezogen sind, sondern auch von der Fähigkeit und dem guten Willen

des einzelnen Fürsten, sich mit seinen Zielen durchzusetzen. Sie greifen in die Politik des einzelnen Landes am tiefsten da ein, wo das dynastische Empfinden des Herrschers keinen leitenden Staatsmann neben sich duldet, wo selbstbewußte Kraft die Volksmeinung mit zu reißen, zu bezwingen vermag, aber auch wo absolutistische Eitelkeit kein Désaveu verträgt. Sie werden zum ballon d'essai, wo ein moderner Monarch sich jederzeit klug wieder hinter die Kulissen der Ministerverantwortlichkeit zurückzuziehen weiß und seinen Ratgebern eine furchtbare Waffe gegen den Partner in die Hand gibt, den er „ausgehorcht". Aber die Tatsache, daß zwei Monarchenworte längst nicht mehr als gleichwertig eingeschätzt werden dürfen, zeigt vielleicht am deutlichsten, daß die Zeiten der dynastischen Politik vorüber sind, und daß, wo man diese Leiche konserviert oder galvanisiert, immer das Volk die Zeche des bedenklichen Schauspieles wird bezahlen müssen, dessen Herrscher sich am rücksichtslosesten persönlich einsetzt.

Die Zeiten der heiligen Allianz sind für immer dahin. Kein Herrscher kann heute mehr einem andern den wackelnden Thron befestigen, und den Dienst, den 1849 Kaiser Nikolaus der österreichischen Monarchie erwiesen, wird selbst ein Zar niemals mehr einem gekrönten Kollegen leisten dürfen, ohne daß ihm das Volk mit einer Revolution antwortete.

In der Perſönlichkeit Wilhelms II., in ſeinen monarchiſchen Überzeugungen finden wir manche Züge, die an Alexanders I. romantiſche Auffaſſung von ſeiner dynaſtiſchen Miſſion gemahnen. Gleichwohl habe ich an die Behauptung, unſer Kaiſer habe dem Zar Nikolaus II. ſeine Intervention für den Fall eines ſiegreichen Vordringens der ruſſiſchen Revolution und der polniſchen Autonomie-Beſtrebungen zugeſagt, niemals geglaubt, auch nicht als ſie — amtlich dementiert wurde.

Als Wilhelm II. zur Regierung gelangte, beſaß das Ruſſentum in Deutſchland noch zwei ſtarke Domänen, die konſervative Bureaukratie und den Berliner Hof. Lag auch eine Welt zwiſchen dem Beamten altpreußiſcher Tradition und dem ruſſiſchen Tſchinownik, ſo fühlte doch dieſer ſich jenem verbunden in der reaktionären Ablehnung jeden Fortſchrittes, jeder freiheitlichen Regung, in der Würdigung des hierarchiſchen Syſtems, an deſſen Krippen er ſich ungeſtört freuen durfte. Steifleinener Formalismus, geſchäftige Weitſchweifigkeit und tiefe Verachtung der Regierenden gegen die Regierten, die Nichtbeamteten, Nichtklaſſifizierten hier wie da.

Aber während ſich der Tſchinownik unrechtmäßig bereicherte und ſeinen Vorteil darin fand, daß der Himmel ſo hoch und der Zar ſo weit war, während jenſeits unſerer Grenzen der Zarismus immer mehr

zur Kulisse wurde, hinter der gewissenloser Eigennutz, brutale Ausbeutung, nichtsnutzige Korruption in allen nur denkbaren Variationen die eigenen Geschäfte besorgte, fühlte der preußische Beamte sich als Teil eines riesigen Räderwerkes. Er überschätzte leicht die eigene Bedeutung. Aber ein oft übertriebenes Verantwortlichkeitsgefühl, peinlichste Gewissenhaftigkeit, Nüchternheit, Aufopferungsfähigkeit und grenzenlose persönliche Bescheidenheit haben es zu einer anerkannten Ehre gemacht, dem preußischen Staate als Beamter dienen zu dürfen. Wohl nirgends war die Autorität des Beamten so ehrfürchtig anerkannt wie in Preußen und später in Deutschland, so zopfig auch der Kastengeist eines engherzigen und schwerfälligen Mandarinentums ein modernes Geschlecht anmuten mochte.

Aber diese Autorität wurzelte in der Anerkennung von Persönlichkeiten, die zu dienen bestrebt waren, nicht zu verdienen. Als Ersatz gewissermaßen für die Aussicht, im Berufe ein Vermögen zu machen, für die Chancen spekulativen Gelderwerbes hat man in Preußen, und später immer mehr auch im Deutschen Reiche, dem Beamten und dem Offizier eine bevorzugte gesellschaftliche Stellung eingeräumt. Offizier und Beamter verkörperten uns nicht nur ein System, sondern auch einen großen Gedanken, den der Hingabe der Persönlichkeit an das Gemeinwohl.

Verkörperten uns dieſen Gedanken auch dann noch, als lange Friedenszeit dem Symbol der Uniform Eintrag tat, den blinkenden Aufputz ins anmaßend Dekorative verweiſen wollte, als das Beamtentum ſich den neuen Aufgaben einer modernen Weltmacht wenig gewachſen zeigte.

Auch der Radikalſte fühlte, daß wir hier ein Bollwerk unſerer inneren Stärke, unſeres äußeren Anſehens beſaßen. Mochte dies Bollwerk immerhin das patriarchaliſch abſolutiſtiſche Prinzip ſtärken, mochte es manchmal recht unliebſam die Bewegungs-, ja die Gedankenfreiheit des einzelnen Staatsbürgers hemmen, es gab doch auch ein Gefühl der Sicherheit in einer Zeit, da ſo vieles ſchwankend war, da immer neue Übergangsformen die Anpaſſungsfähigkeit oft auf recht harte Proben ſtellte, da jenſeits der Grenzen bedenkliche Auswüchſe der adminiſtrativen und politiſchen Betätigung zu ernſtem Nachdenken einluden.

Als mit Wilhelm II. neue Probleme einzogen in die deutſche Welt, da war das Vertrauen zu unſerem Beamtentum, das ja an ihrer Löſung unbedingt mitzuwirken haben würde, für Millionen ein beruhigendes Moment. Die Gemeſſenheit des altpreußiſchen Beamten, ſeine knorrige Eigenart mußte dem ungeſtümen Naturell des jungen Herrſchers Feſſeln anlegen. Die Schwerfälligkeit des bureaukratiſchen Apparates, ſo oft bitter kritiſiert oder

sarkastisch bespöttelt, würde ein wirkungsvolles Korrigens vorschneller Entschlüsse, sich überstürzender Experimente sein.

Man hatte unsern Tschin überschätzt. Vergessen, daß er nicht Schritt gehalten mit der Entwicklung der Regierten zum selbstbewußten Volkstum. Vergessen, daß hier eine riesige Kaste in hermetischer Verkapselung Jahrzehnte verschlafen hatte, dem Volke und seinem Empfinden fremd geworden, unter der blitzenden Rüstung der Autorität entartet war. Das Russentum außer acht gelassen, das in byzantinischer Demut wie hypnotisiert auf den Goldgrund seines Heiligenbildes starrte. Bereit war, bäuchlings seine Verehrung zu verrichten vor Thron und Altar. Man begann einzusehen, worum die dienen wollten, denen man den Verzicht auf die individuelle Freiheit so hoch angerechnet. Nicht als Diener des Volkes, als Diener der Fürstenmacht, als Schranzen; nicht als stolze, königstreue, aber der eigenen Würde bewußte Beamte, als willfährige, von der Macht faszinierte Exekutoren allerhöchster Willensakte erkannten wir erst den und jenen, dann immer mehr aus der Schar derer, denen wir manche Anmaßung verziehen hatten in der Überzeugung, der pedantische Ressortstolz werde sich nicht nur gegen stürmische Wünsche der Regierten, sondern auch gegen absolutistische Willkür als sicheres Regulativ erweisen.

Statt dessen enthüllten sich Schlag auf Schlag immer neue bisher verborgene Parallelen zwischen dem Tschinownik und unserem Beamtentum. Die Ausstrahlungen der „leuchtenden Persönlichkeit des erhabenen Herrschers" ließen aus dem scheinbar so sterilen Boden der Bureaukratie immer neue seltsame Blüten emporschießen, Blüten allerdings, von denen wir bisher angenommen hatten, daß nur der Sumpf ihre Keime nähren könne.

Geldwut und Streberei feierten Triumphe, und wer „immun" gegen die Ausstrahlungen, immun war gegen die Hofgunst, wer zuletzt mit innerem Schauder das Tohuwabohu beobachtete, zu dem gerade Ehrlichkeit und ererbter Stolz keine Brücken kannten, der zog sich langsam aber entschlossen zurück.

Ein neuer Stern war aufgegangen am Himmel des preußischen Beamtentums, das einst mit Begeisterung den Kosaken des Zaren zugejubelt, und sie benannten diesen Stern — „Amerikanismus".

Nicht als ob über Nacht der freie Geist eines freien Volkes eingezogen wäre in die steifen Ministerbureaus und die muffigen Subalternenstuben. Nicht als ob man sich in plötzlicher Erkenntnis der goldenen Früchte, die jenseits des Ozeans von rasch sich ausbreitenden Ästen gepflückt wurden, von der bureaukratischen Unnatur emanzipiert, zu freieren Formen, zu innigerer Fühlung mit dem Treiben des

Volkes ſich bekehrt hätte. Nicht als ob man die Fenſter geöffnet hätte, um die ruſſiſche Stickluft herauszulaſſen. Nicht als ob man die hochgeſchichteten Akten, die grünen Tiſche dem hellen Sonnenlicht hätte preisgeben wollen. Nein, ganz heimlich zuerſt begann der „Amerikanismus“ zu graſſieren wie eine gefährliche Seuche. Keiner wollte noch zugeſtehen, daß er von ihr ergriffen ſei. Und jeder las doch dem andern die Symptome von der Stirn ab. Und die Seuche begann anzufreſſen, was gut, was kernhaft war an unſerm altpreußiſchen Beamtentum, und ſchließlich wird kaum mehr viel anderes übrig bleiben, als die Anmaßung, der Dünkel nach unten, die Streberei nach oben.

Mit dem Ruſſentum aber kann dieſer „Amerikanismus“ ſo gut in einem Hauſe wohnen. Denn dieſen „Amerikanismus“ hat man ja in Rußland lange vor uns gekannt. Dort iſt längſt ein integrierender Beſtandteil des Tſchinownik-Charakters, was bei uns mit einemmal als „Amerikanismus“ diagnoſtiziert wurde: die Jagd nach dem Gelde, die Korruption!

In unſerem Zeitalter, das den Raum gebändigt, iſt ſelbſt was von Rußland, vom Orient, von England kommt, nicht mehr „weit her“. Und „weit her“ mußte von je ſein, was dem Deutſchen imponieren ſollte. Dieſer Defekt unſeres National-

gefühls, der in der deutschen Politik schon so viel Unheil angerichtet, hatte zweifellos an maßgebenden Stellen dem „Amerikanismus“ den Weg geebnet. Aber natürlich gab man dem Gefäß dort einen andern Inhalt. Unser Kaiser, der gegen ein offenes Wort seiner Untertanen gar empfindlich ist und sich von allem Anfang jede ihm irgendwie nicht genehme Kritik aus deutschem Munde fernzuhalten gewußt hat, unser Kaiser, der selbst im Verkehr mit seiner nächsten Umgebung sehr auf „Distanz“ hält, fand an dem „offenen Wesen“ und dem „Freimut“ der Amerikaner Gefallen, mit denen er zuerst auf seinen Reisen und in Kiel in Berührung gekommen war, fand nichts dabei, wenn ein Armour ihn auf die Schulter klopfte und ein Vanderbilt ihn grinsend einen „guten Kerl“ nannte. Wilhelm II. vergaß, daß er seinen Deutschen ja kaum je Gelegenheit gegeben hatte zu ebenso offener Einrede, wie manche Amerikaner sie sich ihm gegenüber erlaubten, zu ebenso ruhiger Information, wie sie sich die Freunde von jenseits des großen Wassers einzig auf Grund ihres Yankeetums verstatteten. Bei diesen amerikanischen Self-made-men glaubte Wilhelm II. einerseits manchen wertvollen Fingerzeig für die neuen Perspektiven erhalten zu können, die er dem deutschen Handel, der deutschen Industrie eröffnen wollte, anderseits war es ihm darum zu tun, der mächtigen

amerikanischen Nation durch persönliche Liebenswürdigkeiten einen Herzensbund mit Deutschland nahe zu legen. Auch hier die anachronistische Auffassung, als ob selbst die bestechendste Persönlichkeit eines Kronenträgers wirtschaftliche Gegensätze miteinander aussöhnen, ein fremdes Volk auch nur einen Augenblick in der rücksichtslosen Verfolgung dessen hindern könnte, worin es einen Gewinn für sich selbst sieht. Als ob heute noch der Zauber eines Monarchen der eigenwilligen Betätigung einer andern Nation auch nur die leisesten Fesseln anzulegen vermöchte.

Wilhelm II. hat mit seinem Liebeswerben bei den Amerikanern genau so wenig Erfolg gehabt, wie bei den Franzosen und Engländern, den Spaniern und Russen, den Italienern und Dänen. Die Amerikaner haben uns bei den jüngsten Handelsvertragsverhandlungen tüchtig auf Granit beißen lassen, und wer sie kennt, weiß genau, daß weder Prinzenfahrt, noch Professorenaustausch, weder die an die preziöse „Prinzeß Alice" verschwendeten Liebenswürdigkeiten, noch die Überlassung des Fritzendenkmals sie im geringsten gerührt haben. Sie machen gutlaunig die „Hetz" mit, sie laden auch Wilhelm zum Besuch der Union ein, und ihre protzigen Milliardärinnen würden sich dort sicher darum streiten, ihren Fife o'clocks durch den deutschen Kaiser größere Zugkraft zu ver-

leihen. Aber auf die Beziehungen von Volk zu Volk hat das alles nicht den mindeſten Einfluß. Im Gegenteil: ein bißchen mehr Selbſtbewußtſein, eine ſtärkere Betonung fürſtlicher Würde könnten hier nichts ſchaden.

Immerhin, der Amerikanismus Wilhelms II. wurzelt in dem ehrlichen Streben des Monarchen, und es iſt ſicher nicht ohne Bedeutung, daß er, der unſere Zukunft aufs Waſſer verwieſen, ſein Augenmerk auf die Brücken des Weltwirtſchaftsverkehrs gerichtet hält. Das rege Intereſſe des Kaiſers für die nordamerikaniſche Union hat auch bewirkt, daß ſich über den Ozean neue Fäden von Volk zu Volk geſponnen haben. Amerika bereiſt zu haben iſt heute ſchon in Deutſchland eine nicht unwichtige Qualifikation. Viele, die ſonſt nie an die Reiſe über den großen Teich gedacht hätten, haben ſie gewagt im Hinblick auf das Intereſſe des Kaiſers für die neue Welt. So iſt das eigenartige, hochintereſſante und ſicherlich in mancher Beziehung — aber nur in mancher! — für uns vorbildliche Land von Autoritäten auf techniſchem, kommerziellem, induſtriellem Gebiete, ja auch von hohen Staatsbeamten, ſtudiert worden, und die Ausbeute ſoll nicht zu niedrig eingeſchätzt werden.

Es mag weiter auch dem, der der Betriebſamkeit der Yankees einigermaßen ſkeptiſch gegenüber.

ſteht, erfreulich erſcheinen, daß am Berliner Hof die Ehrfurcht vor ruſſiſchen Großfürſten, Generalen und Orden der Bewunderung für die Fortſchritte des „freien Amerika“ gewichen iſt, und daß man auf den Parketts, auf denen man einſt vor der zariſchen Verwandtſchaft gedienert hat, ſich vor der Perſönlichkeit „Teddy“ Roſevelts beugt. Die Hofierung einiger Chicagoer „Schweinekönige“ und „weſtlicher Haifiſche“ kann da ſchon mit in den Kauf genommen werden. Unſere ernſte Sorge aber verdient die Karikatur, zu welcher unſere Beamtenwelt den höfiſchen Amerika-Enthuſiasmus verzerrt hat. Hin- und hergeriſſen zwiſchen Ruſſentradition und Yankeemode, zwiſchen dem, was man möchte, und dem, was man nicht laſſen kann, gibt die preußiſch-deutſche Bureaukratie das Schauſpiel einer Mumie, die man plötzlich dem Sonnenbrand ausgeſetzt hat. Sie zerbröckelt, zerfällt. Nichts von Auferſtehung! Was man da kribbeln und krabbeln ſieht in geſchäftigem Eifer, was dem Kadaver einen Schein neuen, kräftig ſich regenden Lebens gibt, das ſind Würmer, Maden, das ſind gefährliche Elemente der Zerſetzung, der Zerſtörung. Unſer altpreußiſches Beamtentum iſt nicht mehr, oder wird doch in abſehbarer Zeit nicht mehr ſein. Es hätte vielleicht einer Auferſtehung entgegengeführt werden können. Nun hat ihm der „Amerikanismus“ das Grab geſchaufelt. Die Ver-

bindung, die er im preußiſchen Beamtenkörper mit dem Ruſſentum eingegangen iſt, war das Ende!

Wollte man mir vorwerfen, ich ſei ein ungerechter Schwarzſeher, oder gar ein Verleumder, ſo brauchte ich nur auszuſchneiden und zu redigieren, was tauſend Tageszeitungen als Beweismaterial mir bieten. Ich verzichte indes dankend auf die Totengräberarbeit.

Wir ſahen einen Miniſter, der berufen iſt, die Krone zu decken, ſelbſt unter Drangabe ſeiner Perſönlichkeit, — ſich hinter den Monarchen verkriechen, um mit dem Hermelinmantel ein Monopol für Staatslieferungen zu decken. Und wir konnten beobachten, daß die konſervative Preſſe an dieſer Form des „Amerikanismus“ nicht nur nicht den geringſten Anſtoß nahm, ſondern dem Miniſter ſogar behilflich war, als er endgültig den Bruch mit einer Tradition vollzog, zu deſſen getreueſtem Hüter einſt dieſer Ruſſenkonſervatismus ſich aufwarf.

Über den Schweizer Milizoberſt, der im Sommer ſein Hotel betreibt, ſpöttelt man bei uns. Der preußiſche Landwirtſchaftsminiſter, der das Geſchäft auf ſeine Frau überſchreiben läßt — dem kleinſten Börſenjobber würde die Schiebung verdacht! — gibt zu weniger humoriſtiſchen Gedankenſplittern Anlaß.

Und das iſt doch kein einzelner Vorgang, der aus dem Rahmen herausfiele! Der biderbe geſchäftstüchtige Podbielski hat dem Kaiſer gefallen, gefällt

ihm vielleicht heute noch. Warum auch nicht? Der Defekt der ministeriellen Bekleidungsstücke kann doch den nicht aufregen, der sich ihrer ohnehin nicht bedienen mag, der am liebsten „den ganzen Kram in den Winkel" werfen möchte.

Eines fügt sich zum andern! Die junge Generation wird keine altpreußischen Skrupel mehr über Bord zu werfen haben. Auch kein Erbe mehr zu verteidigen. Am Hof, in der Garde triumphieren die Geschmeidigkeit und der Geldbeutel des Parvenus schon heute. Denn auch die Garde ist — amerikanisiert, wenn auch die großen Portemonnaies dort nur zum kleineren Teile von jenseits des Ozeans, zum größeren aus jener uralten Aristokratie stammen, in der man dem Sohn einst zwei Provinzen vermachte — in denen man noch nicht geschnorrt hatte. Die Offizierkorps unserer feudalen Garderegimenter dulden keinen Bürgerlichen unter sich. Aber mit der Prüfung des Stammbaums wird es längst nicht mehr so genau genommen. Das wäre an und für sich sicher nicht schlimm, wenn man wenigstens einigermaßen auf die Herkunft des Geldes sehen wollte, das erst den Eintritt in die bevorzugten Regimenter ermöglicht. Die Enkel derer, die sich höchstens rühmen können, daß ihre Ahnen die Kreuzzüge „auf der andern Seite" mitgemacht, tragen heute das Johanniterkreuz auf der Brust, und unablässig wird

auch dafür gesorgt, daß der Nachwuchs für die „feudalen" Korps nicht ausstirbt.

Im Zeichen des „Amerikanismus" beginnt sich eine große Verschiebung zu vollziehen. Dem Schwertadel, dem einst die Gardelitzen vorbehalten waren, geht bei dem Tanz um das goldene Kalb der Atem aus. Die Väter können ihre Söhne nicht mehr zu den Regimentern schicken, bei denen einst sie selbst und ihre Vorfahren gedient. Die Ansprüche sind dort zu groß geworden. Die Revenuen, die in der Hochfinanz und in der Großindustrie erzielt werden, sind in der Landwirtschaft nicht zu holen, und im Waffendienst ist früher keiner reich geworden. Kommißsehen, Konsensvermögen, Sorgenbrot, glänzendes Elend!

Aber den Jungen in die Linie stecken — „Kamerad von der hohen Hausnummer" — und in der heutigen Zeit, wo dank der Bevorzugung durch Majestät der Gardist alles, der Linienoffizier bestenfalls Kibitz ist, geht auch nicht! Man bringt's nicht übers Herz. So sieht man jetzt immer häufiger den adligen Offizierssohn in ein Bank-, ein Exporthaus eintreten, Jura studieren; der Jurist kann ja alles werden. Die Freistellen, die in den Kadettenhäusern den Söhnen unserer Offiziere vorbehalten sind, werden von Jahr zu Jahr in bescheidenerem Umfange in Anspruch genommen. Dafür müssen dutzendweise

die Söhnchen aus der Hochfinanz zurückgewiesen werden, denen man dort die Erziehung geben möchte, die „Kinderstube", die sie im Elternhause nicht finden können. Kadettenhaus, Beziehungen — „erstklassige Menschen"! So kompariert man heute in Berlin W. und den stammverwandten Quartieren.

Bei den Beamten ein ähnlich Lied! Nicht allzuviele verstehen heute schon die Bekleidung verantwortlicher Staatsstellen mit gewinnbringender geschäftlicher Tätigkeit in Einklang zu bringen wie Herr von Podbielski. Bleibt die Advokatur, das Syndikat ꝛc.

Über ein paar Jährchen, und die Nachkommen der Rubens, Levy, Juda, die heute als Rechtsanwälte am Landgericht I zugelassen sind, werden in der Garde und in den Ministerpalais pomphaft haushalten. Die Bankherren aus der Behrenstraße werden als Exzellenzen einherstolzieren. Die Namen aber, an die sich die stolzesten Erinnerungen der preußischen Bureaukratie knüpfen, werden auf der Advokatenliste des Landgerichts I und unter den Waschzetteln der Großbanken prangen.

„Ich muß es mißbilligen, wenn der Eintritt in das Offizierkorps abhängig gemacht wird von einer übermäßig hohen Privatzulage, welche die Söhne wenig begüterter, aber nach Gesinnung und Lebensauffassung dem Offizierkorps naheſtehender Familien

der Armee fernhalten muß . . .“ „Ich erachte es als den Interessen der Armee nachteilig, wenn . . . die Forderungen an Privatzulagen . . . bei der Kavallerie, namentlich bei der Garde, eine Höhe erreicht haben, welche es dem ländlichen Grundbesitzer nahezu unmöglich macht, die Söhne der ihm liebgewordenen Waffe zuzuführen. Mit solchen übertriebenen Ansprüchen wird der Offiziersatz nach Umfang und Beschaffenheit beeinträchtigt.“

So der Erlaß des Kaisers vom 29. März 1890. Ein halbes Menschenalter später der „Amerikanismus“ Sieger auf der ganzen Strecke! Welche Skandale birgt er für uns noch in seinem Schoße? Und welche neuen Verheißungen werden uns zu neuen Enttäuschungen geleiten?

Fassaden.

Mit Otto von Bismarck ist das vornehme Selbstbewußtsein und die kühle Zurückhaltung aus unserem politischen Leben gewichen. Unter seiner starken Hand waren wir etwas, galten wir etwas, hatten nicht nötig, uns aufzudrängen, ewig zu demonstrieren, daß ein großes, stolzes Erbe unser war, daß Fortuna uns hold gewesen.

Heute ist alle selbstsichere Vornehmheit längst untergegangen in wilder Effekthascherei, in unkluger Selbstbewunderung, in einem widerlichen und aufdringlichen Protzentum, in lächerlicher Empfindlichkeit und krankhafter Angst, wir könnten irgendwo übergangen werden, irgendwo in der Welt einmal nicht dabei sein.

Wilhelm I. schuf uns die Freude an stiller, stetiger Arbeit, zeigte uns den Weg zu jenen Höhen, auf denen man den Applaus nicht mehr benötigt. Wilhelm II. liebt die prunkvollen Fassaden, liebt die wirkungsvolle Pose. Die Kunst der Regie kam unter ihm in einer Weise zu Ehren, die sich beklem-

mend auf die Volksſeele legt. Der innere Wert bedurfte vor ſeinem Thron des ſchönen Scheins, um Geltung zu gewinnen. Und da die genaue Nachprüfung nicht immer möglich war inmitten eines unruhvollen, von Senſation zu Senſation haſtenden Treibens, da Clique und Claque es leicht fanden, ſachliche Ergebniſſe zu verdunkeln, ſo wuchs die Gefahr, daß der ſchöne Schein den inneren Wert erſetzen könnte, wo um Wilhelms II. Gunſt geworben wurde.

Freilich, ſolange es Höfe gibt, konnte ihre Gunſt die Beute geſchickter Kuliſſenreißer werden. Aber etwas anderes iſt es, wenn die Gnade eines Duodezfürſten einen oberflächlichen Poſeur zum Schranzendienſte zuläßt, etwas anderes, wenn ein mächtiger Kaiſer Mediokritäten auf Grund ihrer anſprechenden Formen oder ihrer höfiſchen Erziehung zu Führern in Heer und Flotte, zu Leitern wichtiger Ämter macht, wenn er ſie als ſeine Vertreter über ein großes Volk ſetzt.

Wir wollen die Bedeutung der Tatſache nicht verkennen, daß heute die Anciennität nicht mehr ausſchlaggebend iſt für die Beſetzung der höheren Ämter. Wir erkennen willig den freieren Geiſt an, der nicht mehr zuläßt, daß ein verantwortlicher Poſten einfach erſeſſen werde. Aber in den langen Reihen der in den letzten zwei Jahrzehnten durch kaiſerliches Vertrauen Berufenen waren nicht nur gar viele,

von deren Verdienſten das Volk vordem keine Ahnung gehabt hat. Allzu viele auch ſind gekommen und — gegangen, ohne daß ihr Wirken uns jemals irgend einen Aufſchluß darüber gegeben hätte, wie gerade auf ſie die Wahl des Monarchen fallen konnte, welche inneren Qualitäten gerade ſie ihm geeignet erſcheinen laſſen mochten, von der sella currulis hoher Ämter herab uns voranzuleuchten.

Und die Erklärung der Eingeweihten? „Korpsbruder aus Bonn!“ „Kamerad aus der Leibkompagnie des erſten Garderegiments!“ „Reiſegefährte von der Nordſee!“ „Bildſchöner Kerl mit glänzenden Manieren! . . .“ und noch frivolere Abſtempelungen: „Erzählt famoſe Anekdoten!“ oder „Gehört zur Skatpartie!“

Hofklatſch? Sicher! Wilhelm II. hat zu viel Beweiſe dafür gegeben, wie bitter ernſt es ihm mit ſeiner Herrſchermiſſion iſt, als daß man ihm die Abſicht der Günſtlingswirtſchaft zutrauen dürfte. Wen er erwählt, an deſſen innere Eignung glaubt er. Vergißt nur, daß auch er ſelbſt ein Menſch iſt mit menſchlichen Sympathien und Antipathien. Mit ſehr ſtark ausgeprägten ſogar! Ein Menſch dazu, der ſich weniger als andere an den Ecken und Kanten rauher Lebenswahrheiten geſtoßen. Ein Menſch, dem der roſenrote Optimismus bis ins reife Mannesalter ſo treu geblieben iſt, daß er die

Schwarzſeher verbannen möchte aus ſeinem Reich. Ein Menſch endlich mit faſt hypertrophem künſtleriſchem Empfinden, der ſich durch Realitäten leicht innerlich verletzt fühlt, in deſſen Kopf ſich die Welt oft gar romantiſch malt, der ſich den Kinderglauben an den ſchönen Kern in der ſchönen Schale erhalten hat, und dabei leichter zu blenden, leichter zu täuſchen iſt, als der im ſchweren Lebenskampf Herangereifte. Gerade was uns die Kronenträger oft ſo liebenswert macht, was uns zu ihnen aufſchauen läßt als zu Weſen, deren Seele die kleinen Bitterkeiten und die großen Enttäuſchungen des „struggle for life“ keine Wunden geſchlagen, keine Narben zurückgelaſſen, das macht eine Grundgefahr des perſönlichen Regimentes aus.

Im höchſten Maße bei Wilhelm II., den ſeine Weſensart der mahnenden Kritik ſo ſchwer zugänglich macht, der nur Erfolge regiſtrieren will! Erfolge, wo immer ſie wachſen mögen.

Erfolge des perſönlichen Regimentes! — Sind ſie heute überhaupt noch zu finden für den konſtitutionellen Herrſcher einer Großmacht? Wilhelm I., der Wilhelm der Große uns heißen ſoll und uns Wilhelm der Ehrwürdige immer bleiben wird, hätte auf den Namen des Erfolgreichen Anſpruch erheben können. Er war erfolgreich — in ſeinen Dienern, ſeinen Paladinen. War erfolgreich in Bismarck und

Moltke, erfolgreich in den Größten und Würdigſten ſeines Volkes. Er wollte nicht ſelbſt Bismarck und Moltke ſein, gönnte den Getreuen Initiative und Tat. Sie waren ihm keine Handlanger und wenn die höfiſche Geſchichtsklitterung ſie heute dazu ſtempeln will, ſo mehrt ſie dadurch nicht Wilhelms I. Ruhm, zeigt nur ſich zu klein, um die Größe des erſten deutſchen Kaiſers aus dem Hohenzollernhauſe zu erfaſſen, die Größe, die im bewußten Verzicht auf das perſönliche Regiment lag, im uneingeſchränkten Vertrauen zu dem leitenden Staatsmann, zu dem genialen Heerführer.

Wohl lebte auch in Wilhelm I. ein ſtark ausgeprägtes patriarchaliſch abſolutiſtiſches Bewußtſein. Aber am größten war dieſer Fürſt da, wo er ſich ſelbſt überwunden, wo er das Opfer ſeiner perſönlichen Wünſche und Neigungen auf dem Altar ſeines deutſchen Patriotismus dargebracht hat.

Wilhelm I. war frei von perſönlicher Eitelkeit. Die Erfolge haben ihn erhoben, ihn erfreut. Doch er bedurfte ihrer nicht zu ſeinem Glück. Bedurfte nicht des gröhlenden Hurrahs, nicht des Weihrauchs, nicht der Faſſaden und Atrappen. Er hatte ſein Monument im Herzen ſeines Volkes, und ſein Anſehen jenſeits der Grenzen war nicht zu erſchüttern.

Wer eine Kontinuität konſtruieren will zwiſchen dieſem Einſt und dem Heute, der greift an den

eiſernen Beſtand im Herzen des kaiſertreuen Deutſchen. Denn es gibt keine Kontinuität zwiſchen jetzt und damals in der Regierungsführung. Es gibt keinen Zuſammenhang zwiſchen der Aera Wilhelms II. und der Wilhelms I. als den, daß der Erbe zehren darf von dem gewaltigen Schatze, den ihm der Ahn im Vertrauen des deutſchen Volkes, in unſerer Liebe zum Zollernnamen hinterlaſſen.

Aber Wilhelm II. wollte kein Epigone ſein. Und da die echten großen Erfolge ſeinem Regiment verſagt blieben, verſagt bleiben mußten, weil dies Regiment ein Anachronismus war bis zum heutigen Tage, ſo war künſtlich als Erfolg zu friſieren, was immer geſchehen mochte.

Wir wurden ruhmredig. Renommierten mit Großtaten, an die wir ſelbſt nicht glaubten. In eitel Wichtigtuerei machten wir viel her von Dingen, über die wir beſſer geſchwiegen hätten. Und die andern dachten: „Die müſſens ſehr nötig haben!“ Wir wurden übers Ohr gehauen und waren ſtolz, bei jedem Handel dabei zu ſein. Wir drängten uns auf, wo wir nicht geladen waren, ſchoben unſern Kochtopf vom eigenen hellen Feuer bald auf dieſen, bald auf jenen Herd und zahlten teure Mieten. Waren wie die hyſteriſchen Weiber ſtolz, wenn man nur von uns ſprach, gleichgültig, ob Gutes oder Böſes. Wir hielten die Welt in Atem mit —

Clownſpäſſen. Die Welt, die zu Bismarcks Zeiten in ſcheuer Ehrfurcht nur den deutſchen Namen geflüſtert hatte. Wir bauten Faſſaden und ſchrieben in Rieſenlettern darauf: „Der neue Kurs“. Und die Gaffer, angelockt noch durch ohrenzerreißenden Tamtam, kicherten und dachten — der Pleite, die hinter ſolchen Faſſaden zu lauern pflegt.

Am Ende aber wurde dem deutſchen Volke doch angſt und bange vor ſolcher Regie. Es ſtutzte, ging nicht mehr mit. Rieſengroß ſchwoll die Schar der Nörgler an, der Unzufriedenen, die des Tages ſich nicht zu freuen vermochten, der — Schwarzſeher, die der pomphaften Reklame mißtrauten, die fanden, daß wir einſt Beſſeres für unſer gutes Geld eingetauſcht hatten, als all den bunten Plunder; die warnend ihre Stimme erhoben gegen die Aera der Äußerlichkeiten.

Nur an den maßgebenden Stellen ließ man ſich die Freude nicht ſtören. Unaufhörlich wurde dekoriert. An der ſchlichten preußiſchen Uniform konnte man ſich bald kaum mehr zurechtfinden. Jeder Tag faſt brachte eine neue Litze, eine neue Treſſe, einen neuen Mantel, eine neue Litewka, ein neues Tuch, ein neues Kommando, einen neuen Präſentiermarſch. Schimmernde Denkmäler ſtiegen aus der Erde, modrige Vergangenheit wurde zu leuchtendem Marmor, zu goldner Bronze. Eine demonſtrative Ahnenprobe! Wir waren ja keine Parvenus!

Und waren's doch! In unserem ganzen Gebaren. Suchten den Maßstab für unser Tun nicht in der eigenen Brust, sondern im Urteil der Außenwelt. Prostituierten unser Deutschtum diesem Urteil zuliebe. Gaben ein gut Teil unseres Erbes dran, um — Fassaden zu bauen. Warben um freundliche Berücksichtigung.

Sie ist uns nicht zu teil geworden. Mit Mißtrauen da, mit unverhohlener Schadenfreude dort hat man unser Treiben verfolgt. Die kostspielige Ausstattung, die glänzende „Mise en scène" hat uns keinen Zulauf gebracht. Die häufigen Wiederholungen dürfen nicht darüber täuschen. Das Schauspiel, das wir der Welt gaben, ist für uns kein Kassenstück gewesen.

Das europäische Konzert läßt eben keine Star-Herrlichkeit aufkommen. Wilhem II. mußte es zu seiner Enttäuschung erfahren.

Wilhelm II. und das deutsche Volk! Wir leben heute von Kavallerieattacken, Konferenzen à la Algeciras und von andern — Hohenzollerndramen. Und hinter den Fassaden stinken Eitelkeit, Streberei, Gewinnsucht, Korruption und Schranzengeist zum Himmel.

Man rühmt die starke Hand und sieht zuerst — ob sie manikuriert ist.

Unſer Kaiſer und die öffentliche Meinung.

Nie hat ein Monarch der Reſonanz, welche allein die Preſſe verleihen kann, mehr bedurft, als Wilhelm II. Und doch iſt unſer Kaiſer kein Freund der Preſſe. Iſt es nicht, weil er zum bereitwillig geſpendeten Weihrauch die unvermeidliche Kritik, auch die wohlwollendſte einer „allergetreueſten Oppoſition“ nicht in Kauf nehmen mag. Wilhelm II. will genommen, will verſtanden, will — anerkannt werden, wie er iſt, wie er von Gottes Gnaden eingeſetzt worden in ſein hohes Amt. Der Monarch, der die Schwarzſeher aus ſeinem Lande jagen möchte, verlangt von der Preſſe vorbehaltloſe Lakaiendienſte. Lieſt unzerſchnitten angeblich nur das eine Berliner Lokalblatt, das ſie ihm leiſtet. Die Preſſe ſoll über den Kaiſer, ſein Tun und Treiben, ſeine Reden und ſeine Invektiven berichten, aber ſie ſoll beileibe kein Wörtchen einfließen laſſen, das einer Stellungnahme gleichſieht. Dem Fürſten von Gottes Gnaden gegen-

über iſt nur eine Stellung erlaubt. Welche? — Darüber gibt ſchon das Zeremoniell von Byzanz Aufſchluß.

Da nun die angeſehene und ehrliche politiſche Preſſe Deutſchlands von ihren Aufgaben eine von der des Kaiſers ganz grundverſchiedene Auffaſſung hat, ſo mußten ſich die Gegenſätze ſehr raſch zuſpitzen. Das iſt denn auch ſchon bald nach dem Regierungsantritt des jungen Monarchen geſchehen. Und eine Wandlung iſt ſeither nicht zu bemerken geweſen. Der Kaiſer hat im Gegenteil erſt in jüngſter Zeit wieder der offenbar bei ihm tief eingewurzelten Geringſchätzung der deutſchen Preſſe — die ausländiſche ſcheint ihm weniger unſympathiſch zu ſein — recht draſtiſchen Ausdruck verliehen. Die Antwort auf die Äußerungen, welche der „Matin“ veröffentlichte, iſt denn natürlich auch nicht ausgeblieben. Die Helden der Feder wiſſen ſich zu wehren.

Es iſt nicht anzunehmen, daß der Kaiſer wirklich kein Verſtändnis für die Bedeutung einer anſtändigen und freimütigen Preſſe haben ſollte. Aber nachdem er einen vergeblichen Verſuch gemacht, mit der nationalen Preſſe Fühlung zu gewinnen, d. h. ſie ſich zu unterwerfen, hat er ſie einfach beiſeite geſchoben, ohne die Möglichkeit eines Kompromiſſes weiter ins Auge zu faſſen. Die nationale deutſche

Preſſe hätte dem Kaiſer eine ſehr gute und wertvolle Freundin werden können, hätte ſie ihm wenigſtens gelegentlich Mahnerin und Beraterin ſein dürfen. Aber das hat Wilhelm II. nicht gewünſcht. So hat ſich der folgende Zuſtand herausgebildet: Eine kulturell ſehr gering zu bewertende Lokalpreſſe, die ſich in Maſſenauflagen unter dem Aushängeſchild der Parteiloſigkeit an das Klatſchbedürfnis der politiſch urteilsloſen oder indifferenten Menge wendet, beutet ihr Verhältnis zum Kaiſer, der hier die „Gutgeſinnten“ ſucht, geſchäftlich aus und kommt mit widerwärtiger Speichelleckerei auf ihre Koſten. In dieſer Preſſe, die unter Wilhelms II. Regierung vortrefflich gediehen iſt, hat ſich der Monarch zahlreiche Ableger des offiziellen Reichsanzeigers geſchaffen. Nur daß der Reichsanzeiger das Verlangte ohne jede Zutat ſerviert, während dieſe Lakaienpreſſe ein übriges tun zu müſſen meint und ihre „Informationen“ noch mit einer ſchmalzigen Sauce übergießt, welche ihr Publikum mit hinunterwürgen muß.

Der Umſtand, daß nicht nur in den Subalternenſtuben der Wilhelmſtraße, ſondern auch überall ſonſt, wo eventuell einmal etwas zu erfahren oder eine Nachricht zu kontrollieren iſt, mit allen „Nörglern“ ſehr kurzer Prozeß gemacht wird, daß Informationen nur für die „Gutgeſinnten“ zu haben ſind, daß über

Dienſt und „Belohnung“, wo die Preſſe in Betracht kommt, an allen offiziellen Stellen ſehr genau Buch geführt wird, zwingt leider auch viele Ehrliche zur größten Reſerve. Dazu iſt die Verlegerhabgier ja nicht nur in der Lokalpreſſe mächtig, und das Publikum iſt nun einmal durch „fixe“ Berichterſtattung und „pikante“ Details „verwöhnt“. Da hält auch mancher kritiſcher veranlagte Journaliſt reſigniert den Mund. „Erziehen können wir den Kaiſer ja doch nicht!“ heißt es in dieſen Quartieren.

Aber zu vielgeſtaltig ſind die Übergangsſtadien zwiſchen byzantiniſchem Offizioſentum und radikaler Oppoſition, als daß ſie hier eingehender gewürdigt werden könnten. Nur auf ein Moment ſei hier noch hingewieſen: Die lächerliche Engherzigkeit, mit der man jeder freimütigen Kritik die Informationsmöglichkeiten abſchneidet, und der Eifer, mit dem alle Loyalen in den Ämtern ſich dem hochbezahlten Nachrichtendienſt für die „Gutgeſinnten“ der Lokalpreſſe widmen, haben bereits die allerbedenklichſten Früchte gezeitigt. Gerade die Subalternen glauben vielfach, daß ſie in der „parteiloſen“ Preſſe ihrer Schwatzhaftigkeit nun überhaupt keine Grenzen zu ſetzen brauchten, ſtreifen gelegentlich hart das Amtsgeheimnis und lernen ihre Berufstätigkeit nur noch unter dem Geſichtspunkt journaliſtiſcher Verwertbarkeit ſehen. Benutzen die ſo gewonnene Verbindung mit

der Preſſe vielfach auch zur Propagierung ihrer Sonderintereſſen, zum Spinnen ſchlimmer Intrigen, zur Befriedigung einer Geld- oder Ehrſucht, welche dem preußiſchen Beamten beſonders ſchlecht anſteht. Kurz: eine innerlich korrupte Preſſe, welche der „neue Kurs“ ſich herangezogen hat, korrumpiert auf ſolchem Wege das Beamtentum. Ehrliche Blätter aber, gehetzt durch das von der Lokalanzeigerpreſſe gezüchtete Senſationsbedürfnis der Menge, außer ſtande geſetzt, die ihnen zugehenden Nachrichten zu kontrollieren — wozu ſie an und für ſich ſehr gern bereit wären — werden zum Tummelplatz wilder Gerüchte und gewagter Vermutungen, werden zu Opfern leichtgläubiger Korreſpondenten und verlogener Reporter, verlieren ſo allmählich den Grund unter den Füßen, geraten in Abhängigkeit von Finanz- oder andern Intereſſengruppen, werden dadurch dem wichtigen Dienſt der Aufklärung entzogen, ihrer nationalen Aufgabe entfremdet. Ein wichtiges Regulativ des öffentlichen Lebens will mit ihnen verſchwinden.

Den Boden, der ſich der Lakaienpreſſe nicht öffnet, reißt die radikalſte Oppoſition auf. Dieſe Oppoſition aber iſt nicht mehr national, ſondern ſozialiſtiſch-international. Strebt bewußt den Umſturz an und findet es nicht ſchwer, ſich alle die Kreiſe als Leſer zu erobern, die, angewidert von dem lakaienhaften

Trotteltum und der politiſchen Charakterloſigkeit der Lokalanzeigerpreſſe, ſich nach ſelbſtändiger, temperamentvoll vorgetragener Meinung ſehnen, wie ſie auch bei der Preſſe des wadenſtrümpfleriſchen Freiſinns nicht mehr zu haben iſt.

Während man ſich an den maßgebenden Stellen noch in der Illuſion wiegt, durch Leute vom Schlage des Herrn Scherl den Sozialismus bekämpfen zu können, drängt man in Wahrheit Tauſende und Abertauſende, die zunächſt den ſozialiſtiſchen Gedankengängen innerlich noch ganz fremd ſind, zu den Krippen, an denen die Singer, Stadthagen, Mehring, und wie ſie alle heißen mögen, ihre geiſtige Nahrung bieten, natürlich nicht ohne raſtlos für ihre eigene Sache zu werben. Mit der „freien Meinung“ müſſen die anarchoſozialiſtiſchen Bakterien verſchluckt werden. Und ſie tun ihre Wirkung. Infizieren Hunderttauſende, die dann an der Wahlurne weniger ihrer politiſchen Überzeugung, als der durch jene Preſſe ſyſtematiſch gezüchteten Verdroſſenheit über das gegenwärtige Syſtem und alle möglichen beſtehenden und eingebildeten Mängel, vor allem aber ihrer berechtigten Sorge über das perſönliche Regiment des Kaiſers Ausdruck geben. Selbſt der ſtreng national und königstreu geſinnte „Schwarzſeher“ darf ja heute keine poſitive Arbeit mehr leiſten und muß ſich daher in der Oppoſition ausleben. Muß

ſich mit ſeinem Mißtrauen und ſeinen Zweifeln von der ſtaatserhaltenden zur Umſturzpreſſe wenden.

Erſt in der jüngſten Zeit haben ſtreng national geſinnte und einwandsfrei loyale Blätter erkannt, daß es durchaus nicht mehr angeht, die im nationalen Intereſſe unvermeidliche Kritik an dem Gebaren des Herrſchers den ſozialiſtiſchen Organen zu überlaſſen. Sie haben mit ihrer Oppoſition gegen die Art, wie der Monarch bald da, bald dort den Parteien Zenſuren ausſtellt, bald lobend, bald ſcheltend in die politiſche Arena tritt und ſein Urteil, ſeine Anſicht breiten Schichten aufzudrängen ſucht, die durchaus nicht darum gebeten, viel Beifall gefunden und werden hoffentlich auf dem glücklich beſchrittenen Wege weiter gehen.

Aber gerade die liberale Preſſe ſollte und dürfte ſich mit ſolchen Erfolgen nicht begnügen. Der in Demut und Gehorſam vor dem Thron „erſterbende“ Präſident des deutſchen Reichstages hat es für zweckmäßig befunden, um die ſehr angreifbaren Äußerungen des Kaiſers der Kritik des Parlamentes zu entziehen, nur die Reden zur Diskuſſion zuzulaſſen, welche im Reichsanzeiger veröffentlicht werden. Seit dieſe Taktik Geſetz geworden iſt, vermeidet das amtliche Blatt es ängſtlich, von allen irgendwie anfechtbaren Kaiſerreden Notiz zu nehmen. Tut in ſchnurriger Naivität, als ob die Reden des Staatsober-

hauptes überhaupt nicht gehalten worden wären, obgleich das offiziöſe Telegraphenbureau ſie in Tauſenden von Abzügen an die kleinſten Provinzblätter ausgibt. Sie verbreitet, doch offenbar, weil es dem Monarchen darum zu tun iſt, daß ſeine Worte im Volke weiter klingen, geleſen, bewundert werden.

Die groteske Taktik des offiziellen Organs kann alſo nur den einen Zweck haben, die Kaiſerreden der Kritik des Parlamentes zu entziehen. Auf dieſe Taktik ſollte es für die ſelbſtändige ehrliche nationale Preſſe nur eine Antwort geben. Sie müßte auch ihrerſeits dieſe Reden ignorieren. Wie der Reichsanzeiger, auf ihre Wiedergabe einmütig verzichten. Erklären: Wenn die Vorbedingung für die Diskutierung im Reichstag die Wiedergabe dieſer Reden im Reichsanzeiger iſt, dann drucken wir dieſe Reden nur vom Reichsanzeiger, aber nicht vom offiziöſen Telegraphenbureau ab. Leider beſteht für ein einiges Vorgehen in dieſer Richtung aber wohl wenig Ausſicht. Wirkungsvoll wäre es indes ohne Zweifel. Denn Wilhelm II. iſt viel zu ſehr erpicht auf die größtmögliche Reſonanz jedes ſeiner Worte, als daß er ſolchen Boykott auch nur eine Zeitlang ertrüge.

Wenn die öffentliche Meinung, die der Kaiſer geradezu grundſätzlich zu brüskieren ſcheint, Einfluß auf den Herrſcher gewinnen will, dann bleibt nichts

übrig, als ihn da zu treffen, wo er ſterblich iſt. Wilhelm II. iſt nicht nur von ſeinen bezahlten und unbezahlten Schranzen, er iſt auch von der öffentlichen Meinung ganz enorm verwöhnt worden. Getragen von der Liebe und den Hoffnungen Millionen deutſcher Herzen durfte er eine beträchtliche Strecke ſeines Weges zurücklegen, ehe ſich der Widerſpruch gegen ſeine Auffaſſung vom Herrſcherberuf in weiteren Schichten ſeines Volkes regte. Da aber wollte er nicht mehr umlernen. Glaubte mit der öffentlichen Meinung, ſoweit ſie ihm nicht vorbehaltlos zum Munde redete, fertig werden, oder ſie gar beiſeite ſchieben zu können, weil er ſicher war, daß die angeſtammte Mannentreue ſeiner Deutſchen ſich ihm ſchließlich doch fügen werde. Das iſt ein Irrtum.

Über der Perſon Wilhelms II., über dem Herrſcherhauſe der Hohenzollern ſelbſt, ſteht uns der Bau, den Bismarck gezimmert, ſteht uns unſer Deutſchtum, ſtehen uns unſere nationalen Intereſſen.

Das Gottesgnadentum iſt eine Fiktion, die man ſich gefallen läßt, ſolange ſie harmlos bleibt. Iſt eine Fiktion, denn wäre es eine Wahrheit, die nicht an ſich rühren ließe, wäre es eine Wahrheit nur, die Wilhelm II. ſelbſt als höchſtes Geſetz unter allen Umſtänden anzuerkennen bereit wäre, wie könnte er beiſpielsweiſe die Welfen von der Thronfolge in Braunſchweig fernhalten — eine politiſch ſicher ſehr

vernünftige Taktik, aber unvereinbar mit dem Gedanken des Gottesgnadentums, das kein menſchliches Korrigens duldet.

Treitſchke ſelbſt hat den Fall ſupponiert, daß das Volk einſt, falls es ſich durch die Hohenzollern nicht mehr entſprechend vertreten fände, ſie beiſeite ſchieben könnte, ohne damit notwendigerweiſe einen Rechtsbruch zu begehen.

Nein, der moderne Monarch iſt in Wahrheit ein Monarch von Volkes Gnaden und kann ſich als ſolcher nicht willkürlich und dauernd hinwegſetzen über die öffentliche Meinung. Zu dieſer Erkenntnis wird auch Wilhelm II., wenngleich vielleicht ſehr ſpät, gezwungen werden.

Die Zukunft gehört — es mag das für einen überzeugten Monarchiſten nicht leicht auszuſprechen ſein! — der Demokratie. In demokratiſchem Boden wurzeln die mächtigen Koalitionen, die ſich gegen Deutſchland zuſammengefunden haben. Zuſammenfinden konnten, weil unſer Kaiſer die Welt zu überzeugen gewußt hat, daß er und nur er die deutſche Politik mache. Weil man das Volk, das ſich im Rate der Nationen durch einen Monarchen mit den patriarchaliſch-abſolutiſtiſchen Neigungen Wilhelms II. vertreten ließ, nicht reif erfand, mit den aufgeklärteren Mächten des Weſtens in einem Bunde zu leben. Dem demokratiſchen Europa verkörpern derzeit der

Zarismus, der Papismus und das Deutſche Reich den Hort der Reaktion. Für die Kräfte, die heute in Wahrheit im deutſchen Volke mächtig ſind, trifft dieſes Urteil ſicherlich nicht zu. Das würde auch unſern Nachbarn im Weſten und Süden längſt klar ſein, wenn nicht Wilhelm II. ſich als die Verkörperung des modernen Deutſchtums breit in die Öffentlichkeit ſtellte und für ſeine Perſönlichkeit einen Raum in Anſpruch nähme, der ihr in Wirklichkeit nicht zukommt, in einem konſtitutionellen Staatsweſen nimmer zukommen kann. Die Ausſtrahlungen unſeres öffentlichen Lebens vermögen an dieſer Perſönlichkeit vorbei offenbar nur ſchwer ihren Weg nach dem Auslande zu finden.

Hier aber muß unbedingt Wandel geſchaffen werden. Die Grenze zwiſchen Oſt- und Weſteuropa darf nicht länger der Rhein ſein, weil ſie die Perſönlichkeit Wilhelms II. dahin verweiſt. Das nationale Deutſchtum muß ſich von dieſer bedrohlichen Bevormundung frei machen, muß es doppelt in einer Zeit, wo es an dem Zarismus eine Stütze nicht mehr finden kann. Und die Stütze, die der Papismus ihm zu leihen bereit iſt, in ſeinen kulturell fortgeſchrittenſten Elementen nicht akzeptieren mag.

Die öffentliche Meinung hat deshalb heute Funktionen auszuüben, wie ſie wichtiger niemals von der deutſchen Welt verlangt worden ſind, — im nationalen

Intereſſe. Setzt ſich der Kaiſer zu dieſen Funktionen in Gegenſatz, dann hat er den Kampf durchzukämpfen, in dem er auf einem verlorenen Poſten ficht.

Dieſer Kampf jedoch wäre für jeden kaiſertreuen Deutſchen ſo unendlich bitter, daß nichts unverſucht bleiben darf, um Wilhelm II. zur Umkehr, zur Einſicht zu bewegen. Wie aber kommt man an ihn heran? Er duldet ja die „Schwarzſeher“ nicht, iſt nur dem roſenroten Optimismus ſeiner Kamarilla und deren freiwilliger Gefolgſchaft geneigt. Nimmt nur Notiz von dem Lakaiengeſtammel „ſeiner“ Preſſe. Die öffentliche Meinung wird ihm offiziös verfälſcht ſerviert. Die Parlamente laſſen ſich von ſervilen Höflingen ihr wichtigſtes Recht nehmen. Eine verantwortliche, dem Volke verantwortliche Regierung exiſtiert nicht.

Der internationalen Sozialdemokratie aber, mit ihren deſtruktiven Tendenzen, zu einer ſolchen Anzahl von Mandaten zu verhelfen, daß ſie die Macht hat, der Oppoſition unter allen Umſtänden Gehör zu verſchaffen, das muß jedem national und monarchiſch geſinnten Manne widerſtreben, muß jedem widerſtreben, der hinter die Kuliſſen dieſer Partei ſieht und weiß, daß die Erregung der Unzufriedenheit ihren politiſchen Führern Selbſtzweck, daß ſie nach jeder Richtung hin ſteril iſt, wo Poſitives von ihr verlangt wird.

Folgt, daß nur Eines bleibt. Die nationalen Parteien müſſen, ſo bitter es ihnen ſein mag, auf verfaſſungsmäßigem Wege jenen Druck ausüben, der allein der öffentlichen Meinung noch Geltung verſchaffen kann, und zu dem gewiſſe Etatpoſitionen alljährlich den Hebel bieten. Wenn Männer, deren Loyalität über jeden Zweifel erhaben iſt, denen nationale Geſinnung auch von der höchſten Stelle nicht abgeſprochen werden kann, dem Budgetrecht des Parlamentes, das heute ein leerer Buchſtabe geworden zu ſein ſcheint, den Gehalt wiedergeben, den es urſprünglich umſchloß, ſo wird man am Hofe ja wohl nachdenklich werden. Mit der heutigen Vertretung des nationalen Liberalismus im Reichstage iſt das allerdings nicht zu machen. Aber die Löſung der Diätenfrage wird es den Wählern ermöglichen, die Perſönlichkeiten ins Parlament zu ſenden, deren unabhängigem Charakter ſie vertrauen dürfen. Der Fraktionsliberalismus darf fürderhin keinen Spielraum mehr gewähren für Ehrſucht, Streberei und das Bedürfnis, die Miniſtrabilität zu bewahren. Er muß über Männer gebieten, die für Überzeugungen eintreten, und er muß von der höchſten Pflicht durchdrungen ſein, die ihm verbietet, wadenſtrümpfleriſchen Ambitionen das Recht freimütiger Kritik, auch an der höchſten Stelle, am Monarchen ſelbſt und ſeiner Regierungsführung, zum Opfer zu bringen

Wenn mir für dieſe Miſſion gerade der Liberalismus geeignet ſcheint, ſo folgt daraus nicht, daß ich in der Art der liberalen Preſſe den Kaiſer für dieſen reklamieren möchte. Dem, was uns Deutſchen Liberalismus iſt, dem geiſtigen Liberalismus, der ſich wie ein roter Faden durch die Geſchichte der Völker zieht, ſeit den Tagen der Perſerkriege, dem ſteht der Kaiſer innerlich fremd gegenüber. Anderſeits iſt der Monarch zweifelsohne jenem altpreußiſchen Konſervativismus entwachſen, der heute ja eigentlich auch nur noch eine einſeitig agrariſche Intereſſenvertretung iſt. Die Perſönlichkeit des Kaiſers fußt im modernen Induſtrieſtaat, und in dieſem Induſtrieſtaat wurzelt auch, oder ſollte wurzeln, der nationale Liberalismus. Der nationale Liberalismus, nicht als eine Parteiloſung, ſondern als eine Volksnotwendigkeit. Dieſer nationale Liberalismus umſchließt das, was uns Deutſchen heute not tut. Er nimmt einerſeits Rückſicht auf den Bauernſtand, der uns erhalten bleiben muß, auf die Landwirtſchaft, deren unſer Volk bedarf, anderſeits auf die Induſtrie und die ſozialen Probleme, deren Löſung notwendig iſt, ſoll die Weltmarktſtellung unſern Produkten bewahrt bleiben. Wenn wir nicht wollen, daß der Kaiſer den Parteien Zenſuren erteilt, ſo wollen wir auch nicht, daß er von der einen oder der andern Fraktion reklamiert

wird. Aber dem, was heute der Mehrheit der produktiven deutſchen Intelligenz Überzeugung iſt, muß beim Kaiſer Gehör verſchafft werden, und zwar nicht einmal von irgend einem Marquis Poſa, der heute dazu gar nicht zu finden wäre, ſondern fortlaufend, durch einen von den Parlamenten auszuübenden Zwang, mit dem der Kaiſer raſch zu rechnen lernen würde. Es genügt, daß die Perſönlichkeit des Kaiſers auf einem einigen und zielklaren Willen im Volke fußt, um die unnatürlichen Verhältniſſe zu beſeitigen, die uns heute in ihrem Bann halten. Dieſer Wille aber kann nur aus dem Volke herauswachſen. Kann nur die Frucht einer raſtloſen und charaktervollen Aufklärungsarbeit ſein. Für dieſe Arbeit iſt keine Zeit mehr zu verlieren. Im Jahre 1908 wird ein neuer Reichstag gewählt, dem das deutſche Volk wiederum auf fünf Jahre ſeine Geſchicke anzuvertrauen hat. In der Zuſammenſetzung dieſes Reichstages bereits muß einen deutlichen Niederſchlag finden das, was heute die Beſten unſeres Volkes bewußt anſtreben, und was unbewußt auch in den großen Maſſen ſchlummert.

Von politiſchen Zeichendeutern wird uns für dieſen neuen Reichstag der hundertſte Sozialdemokrat prophezeit. Wenn dieſer hundertſte Sozialdemokrat ſeinen Einzug hält in den Wallotbau, ſo wiſſen wir heute ſchon, was das zu bedeuten hätte. Es würde

beweiſen, daß das deutſche Volk nicht mehr im ſtande iſt, in poſitiver befreiender Tat ſeinen Wünſchen gebieteriſch Ausdruck zu geben. Daß vielmehr die berechtigte und begründete Oppoſition gegen das gegenwärtige Syſtem, gegen das perſönliche Regiment ſich freiwillig zu ſteriler Verdroſſenheit verdammt. Dann aber iſt das deutſche Bürgertum in der Tat nichts anderes mehr wert als den hundertſten Sozialdemokraten, als eine Volksvertretung, in der neben agrariſchem Egoismus, papiſtiſchem Machtdünkel und einem verſchwommenen Liberalismus die Elemente das große Wort führen, welche unſer ſchwer errungenes einiges Deutſches Reich den Zukunftsphantaſien der roten Internationale zu opfern bereit ſind.

Unſer Kaiſer und das religiöſe Problem.

Man kann das Charakterbild Kaiſer Wilhelms nicht zeichnen, ohne ſeiner Stellungnahme zu dem religiöſen Problem wenigſtens in einigen Strichen zu gedenken. Denn der Kaiſer hat nicht nur tief und ernſt den religiöſen Fragen nachgedacht. Nicht nur iſt ſeine Weltanſchauung, der ſeine Auffaſſung vom Herrſcherberuf entwachſen, verankert im Offenbarungsglauben; Wilhelm II. hat auch in ſtolzer Bekenntnisfreudigkeit ſo oft und ſo eingehend öffentlich für ſeinen Glauben gezeugt, daß ſeine Perſönlichkeit ſich nicht werten ließe, wollte man die Einblicke, die er hier ſelbſt ſeinem Volke in ſein Innenleben gegönnt, ignorieren.

Als Sohn einer Mutter, die aus der britiſchen Heimat eine tiefe Verachtung pietiſtiſcher Heuchelei und überhaupt jeder Art von „cant“ mitgebracht und ſich an den Ergebniſſen der naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen eines Helmholtz, eines Zeller, eines Du Bois-Reymond zu begeiſtern vermochte,

aufgewachſen in einem Hauſe, deſſen Pforten modernem Geiſte und keck zugreifender Wiſſenſchaft weit geöffnet waren, hat Wilhelm II. doch eine ſtreng religiöſe Erziehung erhalten.

Schon an den Jüngling traten die Zweifel heran. Er hat ſie mutig und charaktervoll durchgekämpft. Er iſt durch die Starre dogmatiſcher Formeln hindurchgedrungen in die Erkenntniswelt und hat als eigene Überzeugung, als Baſis einer ſelbſtändigen Weltanſchauung gewonnen, was er in dieſe Erkenntniswelt hinüberrettete vom Kinderglauben.

Auf ſeine innere Entwicklung hat dann zweifellos auch Einfluß geübt, daß er ſich ſchon in ſehr jungen Jahren verband mit einer tiefgläubigen Frau voll echt proteſtantiſchen Geiſtes. Wie dieſer Einfluß Wilhelm II. immer wieder aus dem Zauber zu löſen vermochte, in den ſeine äſthetiſchen Bedürfniſſe romantiſcher Myſtizismus zu bannen drohte, ſo hatte der Geiſt des von den Leuchten der Wiſſenſchaft erhellten Elternhauſes in ihm früh ſchon das klare Urteil gereift, das ihn ſpäter beiſpielsweiſe zu origineller Kritik der Delitzſchſchen Forſchungsergebniſſe befähigte.

So ſehr deshalb auch die religiöſe Veranlagung Wilhelms II. an den Großoheim, Friedrich Wilhelm IV., erinnert, ſo ſind die freien Valenzen bei unſerem Kaiſer doch ſo gänzlich andere Bin-

dungen eingegangen, daß der gleiche Niederſchlag nie zu befürchten ſein konnte.

Dazu war Friedrich Wilhelm IV. ſeinem innerſten Weſen nach intolerant, während der Kaiſer ſich zur Toleranz des Proteſtantismus durchzuringen vermochte. Dieſe Toleranz ſpricht auch aus dem bedeutſamſten Dokument, das die Stellungnahme unſeres Kaiſers zum religiöſen Problem darlegt, dem Briefe, den er, unter Bezugnahme auf den Delitzſchſchen Vortrag über „Babel und Bibel“, an Hollmann richtete, und der hier als wichtigſte Grundlage aller Erörterungen über das Thema wiedergegeben ſein mag:

„Ich unterſcheide zwei verſchiedene Arten der Offenbarung: eine fortlaufende, gewiſſermaßen hiſtoriſche und eine rein religiöſe auf die ſpätere Erſcheinung des Meſſias vorbereitende Offenbarung. Zur erſten iſt zu ſagen: Es iſt für mich keinem, auch nicht dem leiſeſten Zweifel unterworfen, daß Gott ſich immerdar in ſeinem von ihm geſchaffenen Menſchengeſchlecht andauernd offenbart. Er hat dem Menſchen ‚Seinen Odem eingeblaſen‘, d. h. ein Stück von ſich ſelbſt, eine Seele gegeben. Mit Vaterliebe und Intereſſe verfolgt er die Entwicklung des Menſchengeſchlechts; um es weiter zu führen und zu fördern, ‚offenbart‘ er ſich bald in dieſem oder jenem großen Weiſen oder Prieſter oder König,

ſei es bei den Heiden, Juden oder Chriſten. Hammurabi war einer, Moſes, Abraham, Homer, Karl der Große, Luther, Shakeſpeare, Goethe, Kant, Kaiſer Wilhelm der Große, die hat er ausgeſucht und ſeiner Gnade gewürdigt, für ihre Völker auf dem geiſtigen wie phyſiſchen Gebiet und nach ſeinem Willen Herrliches, Unvergängliches zu leiſten. Wie oft hat mein Großvater dieſes nicht ausdrücklich betont, er ſei ein Inſtrument nur in des Herrn Hand. Die Werke der großen Geiſter ſind von Gott den Völkern geſchenkt, damit ſie an ihnen ſich fortbilden, weiterfühlen können durch das Verworrene des noch Unerforſchten hienieden. Gewiß hat Gott der Stellung und Kulturſtufe der Völker entſprechend den Verſchiedenen ſich verſchieden ‚geoffenbart‘ und tut das auch noch heute. Denn ſo wie wir am meiſten durch die Größe und Gewalt der herrlichen Natur der Schöpfung überwältigt werden, wenn wir ſie betrachten und über die in ihr offenbarte Größe Gottes bei ihrer Betrachtung ſtaunen, ebenſo ſicherlich können wir bei jedem wahrhaft Großen und Herrlichen, was ein Menſch oder ein Volk tut, die Herrlichkeit der Offenbarung Gottes darinnen mit Dank bewundernd erkennen. Er wirkt unmittelbar auf und unter uns ein!

„Die zweite Art der Offenbarung, die mehr religiöſe, iſt die, welche zur Erſcheinung des Herrn

führt. Von Abraham an wird ſie eingeleitet, langſam aber vorausſchauend, allweiſe und allwiſſend, denn die Menſchheit war ſonſt verloren. Und nun beginnt das ſtaunenswerteſte Wirken, Gottes Offenbarung. Der Stamm Abrahams und das ſich daraus entwickelnde Volk betrachten als Heiligſtes mit eiſerner Konſequenz den Glauben an einen Gott. Sie müſſen ihn hegen und pflegen. In der ägyptiſchen Gefangenſchaft zerſplittert, werden die zerteilten Teile von Moſes zum zweiten Male zuſammengeſchweißt, immer noch beſtrebt, ihren ‚Monotheismus‘ feſtzuhalten. Es iſt das direkte Eingreifen Gottes, das dieſes Volk wieder erſtehen läßt. Und ſo geht es weiter durch Jahrhunderte, bis der Meſſias, der durch die Propheten und Pſalmiſten verkündet und angezeigt wird, endlich erſcheint. Die größte Offenbarung Gottes in der Welt!

„Denn er erſchien im Sohne ſelbſt; Chriſtus iſt Gott; Gott in menſchlicher Geſtalt. Er erlöſte uns, er feuert uns an, es lockt uns ihm zu folgen, wir fühlen ſein Feuer in uns brennen, ſein Mitleid uns ſtärken, ſeine Unzufriedenheit uns vernichten, aber auch ſeine Fürſprache uns retten. Siegesgewiß, allein auf Sein Wort bauend, gehen wir durch Arbeit, Hohn, Jammer, Elend und Tod, denn wir haben in ihm Gottes geoffenbartes Wort, und er lügt niemals.

„Das iſt meine Anſicht über dieſe Frage, das Wort iſt insbeſondere für uns Evangeliſche alles durch Luther geworden, und als guter Theologe mußte doch Delitzſch nicht vergeſſen, daß unſer großer Luther uns ſingen und glauben gelehrt: ‚Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn!‘ Es verſteht ſich für mich von ſelbſt, daß das Alte Teſtament eine große Anzahl von Abſchnitten enthält, welche rein menſchlich hiſtoriſcher Natur ſind und nicht ‚Gottes geoffenbartes Wort‘. Es ſind rein hiſtoriſche Schilderungen von Vorgängen aller Art, welche ſich in dem Leben des Volkes Israel auf politiſchem, religiöſem, ſittlichem und geiſtigem Gebiete des Volkes vollziehen. Wie z. B. der Akt der Geſetzgebung am Sinai nur ſymboliſch als von Gott inſpiriert angeſehen werden kann, als Moſes zu einer Auffriſchung vielleicht altbekannter Geſetzesparagraphen (möglicherweiſe dem Kodex Hammurabis entſtammend) greifen mußte, um das in ſeiner Zuſammenſetzung lockere und wenig widerſtandsfähige Gefüge ſeines Volkes zuſammenzufaſſen und zu binden. Hier kann der Hiſtoriker aus Sinn oder Wortlaut vielleicht einen Zuſammenhang mit den Geſetzen Hammurabis, des Freundes Abrahams, konſtruieren, der logiſch vielleicht richtig wäre; das würde aber niemals der Tatſache Eintracht tun, daß Gott Moſes dazu angeregt und inſofern ſich dem Volke Israel geoffenbart hat.

„Daher iſt es meine Auffaſſung, daß unſer guter Profeſſor hinfürder lieber die Religion als ſolche zu behandeln vermeidet, dagegen was die Religion, Sitten ꝛc. der Babylonier ꝛc. in Beziehung zum Alten Teſtament bringt, ruhig ſchildern möge. Für mich ergibt ſich daraus die nachſtehende Schlußfolgerung:

a) Ich glaube an einen Einigen Gott.

b) Wir Menſchen brauchen, um ihn zu lehren, eine Form, zumal für unſere Kinder.

c) Dieſe Form iſt bisher das Alte Teſtament in ſeiner jetzigen Überlieferung geweſen. Dieſe Form wird unter der Forſchung und den Inſchriften und Grabungen ſich entſchieden weſentlich ändern; das ſchadet nichts, auch daß dadurch viel vom Nimbus des auserwählten Volkes vergeht, ſchadet nichts. Der Kern und Inhalt bleibt immer derſelbe, Gott und ſein Wirken!

„Nie war Religion ein Ergebnis der Wiſſenſchaft, ſondern ein Ausfluß des Herzens und Seins des Menſchen aus ſeinem Verkehr mit Gott.“

Neu und eigenartig trat dies Bekenntnis mitten hinein in eine Welt, die ihre religiöſe Indifferenz mit Toleranz verwechſelte und ſich deshalb gegen die „Dogmen“ verwahren zu müſſen glaubte, die der Kaiſer hier aufſtellen wolle. Wer indes den Brief unbefangen lieſt, vermag hier nur die Formel zu

erkennen, auf die Wilhelm II. die eigene religiöſe Anſchauung gebracht, nirgends aber den Wunſch zu entdecken, dieſe Formel andern als allgemein gültige Norm aufzudrängen.

Es handelt ſich hier in der Tat auch um ſo perſönliche und dazu unter dem Purpur gefundene Überzeugungen, daß ſie dem religiöſen Bedürfnis der im Alltagskampf ſtehenden Menge kaum taugen würden. Wer ſich ſelbſt und andern gegenüber eine Miſſion in der Weiſe zu motivieren ſucht, wie Wilhelm II. ſein Gottesgnadentum, der gerät leicht ins Konſtruieren, wo er zu fühlen und zu glauben vermeint.

Und das Konſtruierte, das künſtlich oder gar gekünſtelt Wirkende in dem Bekenntnis an Hollmann war es in Wahrheit, was die Oppoſition geweckt, die ihr fremde Gedankengänge abwehrte, während ſie glaubte, gegen Intoleranz anzukämpfen.

Das aber gerade gilt es hier feſtzuſtellen: Die Stellungnahme des Kaiſers zum religiöſen Problem wird die große Maſſe ſeines Volkes nie akzeptieren, und deshalb wird keines ſeiner Bekenntniſſe jemals die Kluft zwiſchen ihm und uns überbrücken können. Im Gegenteil: — man denke nur an die Reſonanz der Aachener Rede — der Kaiſer hat am tiefſten und nachhaltigſten die Mehrzahl der Volksgenoſſen da verletzt, wo er bei Kundgabe ſeiner Überzeugungen

652663

religiöſes Gebiet betrat. Stets hat man da noch — ſo unberechtigt und charakteriſtiſch die Angſt auch ſein mag! — den Verſuch eines Gewiſſenszwanges gewittert.

Der Kaiſer will einen ſolchen Zwang in keiner Weiſe ausüben. Er iſt tolerant — nicht ſeiner Natur nach, denn er hat dieſe Toleranz ſeinem Temperament und ſeiner Neigung, die eigene Auffaſſung für die allein richtige zu halten, ſicher ſchwer genug abgerungen. Aber er muß tolerant ſein, weil es ihm mit dem innerſten Weſen des Proteſtantismus zu ernſt iſt, als daß er die Ausübung eines Gewiſſenszwanges mit den Lehren Luthers vereinbar finden könnte.

In dieſer Toleranz aus Logik liegt für unſer Volk alſo zweifellos eine Gewähr. Und es kann den Kaiſer wohl grämen, daß er hierfür ſtatt der Anerkennung Mißtrauen erntet. Aber er trägt auch daran einen Teil der Schuld. Spricht doch aus manchen ſeiner Reden, beſonders aus einigen Anſprachen bei Rekrutenvereidigungen, alles eher als der Geiſt echter Toleranz. Allzu tragiſch iſt indes der ſcheinbare Widerſpruch nicht zu nehmen, ſo begreiflich es iſt, daß er ausgebeutet worden. Wenn der Kaiſer beiſpielsweiſe ſeinen Rekruten ſagt, daß nur ein guter Chriſt ein guter Soldat ſein könne, ſo richtet ſich das ſicher nicht gegen Anders-

gläubige. Wäre in diesem Sinne ja auch vor der Geschichte nicht stichhaltig. Von einem Alexander, einem Cäsar, einem Napoleon ganz abgesehen, war ja doch auch der große Friedrich, dessen soldatische Qualitäten der kaiserliche Nachfahr sicher nicht gering einschätzt, alles eher als ein guter Christ.

Nein, wo Wilhelm II. sich zu solchen kategorischen Äußerungen hinreißen ließ, da geschah es ersichtlich nur aus dem Drange heraus, seine hohe Einschätzung unserer Religion so recht nachdrücklich und eindringlich auch seiner Armee ins Herz zu pflanzen. Wenn er sich dabei im Ausdruck vergriffen, so hat er sich darum doch noch nicht mit dem von ihm innerlich Errungenen in Widerspruch gesetzt.

Aber allerdings da das Mißtrauen verschärft, wo man seine Religionsauffassung nicht teilt. Und das sind eben doch gar breite Schichten des kaisertreuen Deutschland.

Es hat mir immer weh getan, daß unser Kaiser gerade da, wo er uns echt und unverfälscht als ein im wesentlichen „Selbstgewordener" entgegentritt aus Gründen, die mehr außerhalb seiner Persönlichkeit liegen, nicht versöhnend zu wirken vermag.

Mit dem alten Hohenlohe, der das in seinen sonst recht wenig sympathischen „Denkwürdigkeiten" besonders betont, freuen sich zwar noch viele Tau-

ſende im Vaterlande an dem chriſtlichen Geiſte des Zollernhauſes. Aber wo dieſer chriſtliche Geiſt wie in dem Briefe an Hollmann ſich in theologiſche Details einläßt, wo dazu dieſe Theologie ſich den Verdacht gefallen laſſen muß, daß ſie letzten Endes mit einem antiquierten Autoritätsglauben ein patriarchaliſch-abſolutiſtiſches Regiment ſtützen will, da wird ſolche Tendenz immer leichter trennen als einigen. Das Häuflein, das ſich im modernen Deutſchland noch um die Standarte ſammeln läßt, die der Kaiſer mit dieſem Bekenntnis aufpflanzte, iſt eben doch recht klein. Und gar leicht wird eine überwältigende Mehrheit auf ſeiner Seite finden, wer gegen dieſe Standarte einen unheiligen Kampf wagt.

Unſere Zeit beſteht darauf, daß Religion Privatſache ſei. Aus dieſer Überzeugung heraus kann ſie zwar jedes ehrliche Verhältnis Wilhelms II. zum religiöſen Problem ehren, ſolange es ein Privatverhältnis bleibt. Das iſt nicht mehr der Fall, wo der Kaiſer mit ſeinen Überzeugungen vor die Öffentlichkeit tritt. Auch wo der Kaiſer ſich nicht mit den Inſignien ſeiner Macht umgürtet, verkörpert er der Öffentlichkeit immer Würde und Einfluß ſeines Amtes. Wie denn auch rein private Äußerungen, Sympathien und Antipathien des Monarchen, ſobald ſie augenfällig werden, ſtets eine tiefgehende Wirkung auf unſer öffentliches Leben üben, ob ſie

ſich nun auf Perſonen oder Berufsſtände, politiſche oder künſtleriſche Betätigung beziehen.

Wo der Kaiſer über Glaubensfragen ſpricht, tritt noch hinzu, daß er doch auch der oberſte Biſchof der Landeskirche iſt.

So mag für den Pſychologen ſehr bedeutungsvoll ſein, was Wilhelm II. von ſeinen religiöſen Anſchauungen uns zugänglich gemacht hat, manchem auch im deutſchen Volke mag ſeinen Kaiſer deſſen entſchiedene Stellungnahme zum religiöſen Problem menſchlich näher bringen. Weder aber iſt die kaiſerliche Autorität durch die Bekenntniſſe Wilhelms II. geſtärkt, noch die Kluft zwiſchen ihm und der Mehrheit ſeiner „Untertanen“ hierdurch überbrückt worden.

Für die meiſten unter uns hat Wilhelm II. hier eben nur wieder in einer Frage Partei ergriffen, in der er nicht Partei ſein darf und eigentlich auch gar nicht Partei ſein will.

Selbſt die kirchlich geſinnten Kreiſe des deutſchen Proteſtantismus aber haben keine Urſache, ſich des Monarchen zu freuen, der den Brief an Hollmann geſchrieben hat. Denn eben unter dieſem Monarchen iſt das Anſehen der proteſtantiſchen Kirche und der Träger ihrer Autorität in bisher nicht dageweſener Weiſe zurückgedrängt worden zu Gunſten des Papismus und ſeiner Partei in Deutſchland. Wilhelm II., der im Mai 1896 aus Anlaß des „Fall Stöcker“

jenes Telegramm an den Freiherrn v. Stumm geſandt, in dem er die „politiſchen Paſtoren“ für ein „Unding“ erklärte, iſt nur mit der politiſchen Betätigung der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit ſo ſcharf ins Zeug gegangen. Den proteſtantiſchen Paſtoren gegenüber fühlt ſich der oberſte Biſchof der Landeskirche im Verhältnis des Kriegsherrn zu den Offizieren. Der katholiſche Klerus aber darf mit ihm von Macht zu Macht verhandeln. Während unter dieſen Verhältniſſen die Landeskirche in eine gewiſſe Stagnation geriet, von ihrer werbenden Kraft wie von ihrer Fähigkeit zur Selbſtverteidigung viel einbüßte, hat ſich der Papismus in Deutſchland unter Wilhelm II. unerhörter Entwicklungsmöglichkeit erfreuen dürfen. In einem Augenblicke, wo Rom alle Mannen der ecclesia militans aufrief zum Eingreifen in den großen ſozialen Kampf, wurde der proteſtantiſche Paſtor darauf verwieſen, daß das Stillleben der Gemeinde ſeinen Horizont begrenzen ſolle.

Stumpfſinnige Kirchturmsintereſſen ſchlugen den größten Teil der in der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit latenten Kraft in Bann, und Männer wie Naumann und Göhre mußten im extremſten Radikalismus, ja im Sozialismus ihre Kampfnaturen ausleben, ſtatt unſere Kirche mit neuem, kräftig pulſierendem Leben erfüllen zu dürfen.

So iſt heute „Zentrum Trumph!“ im Deutſchen Reiche, während die proteſtantiſche Kirche teilnahmslos, verknöchert abſeits ſteht bei dem gewaltigen Ringen des modernen Lebens nach neuen Formen, und in dogmatiſchen Zänkereien ihr Genüge findet.

Wie Wilhelm II. auf allen Gebieten, deren ſich ſeine Energie bemächtigte, die natürlichen Stützen eines geſunden Regierungsſyſtems ausgerottet oder verſcheucht, wie er ſich kräftiger, ſelbſtbewußter und leiſtungsfähiger Helfer beraubt hat auf politiſchem wie auf kulturellem Boden: in der Reichskanzlei, in den Ämtern, im Generalſtab, in der Preſſe, in der Kunſtwelt, ſo auch im ſozialen Kampfe, wo der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit mit dem Ausbau der Heilslehren zu einem chriſtlichen Sozialismus eine wichtige Funktion beim Ausgleich der ſozialen Gegenſätze hätte zuerkannt werden müſſen.

Der inneren Stellungnahme Wilhelms II. zum religiöſen Problem hätte ſo gut eine erwärmende, verſtändnisvolle, großzügige und zielweiſende Bedeutung des oberſten Biſchofes für ſeine Landeskirche erwachſen können. Statt deſſen hat auch hier das impetuoſe Temperament des Kaiſers ausgedörrt oder zertreten, was dem proteſtantiſchen Deutſchland einſtens eine ſtolze Hoffnung war.

Der Geiſt der Armee.

Nur ſehr wenige Deutſche gibt es, die ihren Kaiſer jemals im Bürgerkleide geſehen haben. Wilhelm II. weiht eine Hirſchgruppe nur im Hofjagdanzuge ein; er legt die Abzeichen ſeines Wiborgſchen Regimentes an, wenn er die Aufführungen einer ruſſiſchen Schauſpieltruppe beſucht. Jeder fremde Prinz darf ſicher ſein, von ihm in der Uniform des Landes empfangen zu werden, das er vertritt. Wenn der Kaiſer bei einem Offizierkorps ſpeiſt, erſcheint er ſtets im Rocke des ſo geehrten Regimentes. Ja der Monarch hat hier ſo überaus feine Nuancen, daß die Berliner meinen, er beſichtige das Aquarium nur im Admiralsanzuge; daß ein britiſcher Diplomat witzelte, der deutſche Kaiſer möge ſelbſt einen Plumpudding nur in der Uniform ſeiner „Royal Dragoons“ genießen. Man hat Wilhelm II. ſchon an einem Tage in ſechs verſchiedenen Uniformen geſehen, nimmer aber ſich darüber freuen dürfen, daß er zu ſeinen Bürgern im Bürgerkleide gekommen wäre.

Das schlichte schwarze Festgewand hat an seinem Hofe keinen Kurs. So legt der Präsident des deutschen Reichstages die Uniform der Breslauer Kürassiere an, wenn er sich im Gefolge des Herrschers befindet, ein Oberpräsident ist nie stolzer, als wenn er sich in der Uniform eines Majors der Landwehrkavallerie präsentieren kann, und adlige Herrenhausmitglieder, die zufällig nicht einmal Reserveleutnant sind, decken ihre Blöße wenigstens mit der Johannitertracht. Wenn man bei einem Hoffeste einen Landwehrhauptmann nicht genügend beachtet, riskiert man einen Unterstaatssekretär zu kränken. Fürst Bülow, der so ganz und gar nichts Militärisches an sich hat, mußte Husarengeneral werden, um vor den Schranzen bestehen zu können, und der englische Kriegsminister Haldane kam sich mit seinem Überrock in all dem Glanze so schäbig vor, daß er, trotz kaiserlicher Einladung, an unsern Manövern nicht teilnehmen mochte.

„Die Zollernkaiser herrschen über ein Volk in Waffen, sind Soldatenkaiser!" Schön! „In Ländern mit allgemeiner Dienstpflicht, wo jeder gesunde Mann durch die Wehrschule gegangen ist, das Rangabzeichen respektieren gelernt hat, muß sich die Uniform stets eines besonderen Ansehens erfreuen!" Auch das kann zugegeben werden, wenngleich nur in gewissen Grenzen. Frankreich hat ja gleichfalls die allgemeine

Wehrpflicht und bedarf nicht einmal für seinen Präsidenten der Uniform. Keiner auch, der Paris kennt, wird behaupten können, daß dort die Uniform mehr gelte als der Bürgerrock.

Aber selbst wenn wir den Nimbus, den die Uniform bei uns verleiht, als berechtigt anerkennen wollten, — heute wie in den Tagen nach dem großen Kriege — ist es nicht grotesk, wenn hohe Staatsbeamte, Männer, die in ihren bürgerlichen Berufen uns etwas bedeuten, der Glorie nicht entraten zu können vermeinen, die gerade das zweierlei Tuch über seinen Träger breitet? Ist es nicht lächerlich, wenn ein Gelehrter, Industrieller, ein hoher Richter, ein Abgeordneter, sich auf den „Sommerleutnant" mehr einbildet, als auf alles, was er sonst im Leben erreicht hat? Willig alle Charakteristika seines Standes dem bunten Kleide nachordnet?

Es scheint unbegreiflich und hat doch seinen guten Grund. Wilhelm II. ist tatsächlich geneigt, im Offizier ein höher geartetes Wesen als der „gemeine Zivilist" es ist, zu erblicken. Wie weit die Überschätzung des Offiziers an der allerhöchsten Stelle geht, davon macht man sich im Volke gar keinen Begriff. Von allen Ambitionen, die sich in tausendfältiger Gestalt an den Hof herandrängen, gelten nur die „militärischen" für so gut wie unerfüllbar. Herr Friedländer z. B. konnte Geheimer Kommerzienrat, konnte

geadelt werden; er kann schließlich noch den Roten Adler zweiter Güte mit Brillanten erhalten, aber nimmer würde man ihn — zum Reserveleutnant machen. Herr Dernburg ist ohne Besinnen zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikat Exzellenz ernannt worden, als er sich zwecks Ausräumung des Kolonialsumpfes zur Verfügung stellte. Aber er wird in der neuen Stellung sehr Großes zu leisten haben, ehe er vom Vizefeldwebel zum Leutnant der Reserve aufrücken darf.

Der Reserveleutnant wird höher eingeschätzt als der Adel, als selbst der Exzellenztitel, als der höchste Orden. Mehr als Reserveoffizier kann man bei uns eigentlich überhaupt nicht sein, sofern man sich nicht die militärische Laufbahn zum Lebensberuf erwählt hat.

Es soll nun dem Kaiser weiter nicht verdacht werden, daß er „seinem Rock" die entsprechende Stellung im sozialen Leben gegönnt sehen will. Aber auch hierbei hätte man sich vor der Übertreibung hüten sollen. Das Militär, das als Mittel zum Zweck jedem national gesinnten Manne unerläßlich erscheinen muß, darf nicht Selbstzweck sein. Die Armee, die unser Volk geboren, und auf die es stolz ist, darf ihren Ursprung nicht vergessen, nicht das Bürgertum gering achten, dessen Arbeit sie gegebenen Falles schützen soll; die Uniform darf sich nicht breit

machen auf Koſten des Bürgerrockes. Das aber geſchieht bei uns. Der Kaiſer hat in ſeinen Offizieren einen maßloſen Dünkel großgezogen, der eine Karikatur des berechtigten und wünſchenswerten Standesbewußtſeins iſt. Dieſer Dünkel muß den Wehrſtand und das Bürgertum einander entfremden. Der Ziviliſt will nicht Bürger zweiter Ordnung ſein. Aber auch der Armee ſelbſt bekommt dieſer Dünkel ſchlecht. In einer Zeit ſcharf zugeſpitzter ſozialer Gegenſätze iſt ein ſoziales Verſtehen auch für den Offizier unerläßlich. Dies kann ihm indes nur die lebendige Fühlung mit dem Volke vermitteln, das ihm ſeine Söhne unter ſchweren Opfern zur kriegsmäßigen Ausbildung überantwortet. Dieſe wünſchenswerte und notwendige Fühlung beſteht bei uns nicht mehr. Wie aus dem Beamtentum iſt aus dem Offizierkorps eine Kaſte geworden, die ſich ängſtlich einkapſelt und damit ſchon die Merkmale der Degeneration offenbart.

Mehr noch als die lange Friedenszeit hat der hochmütige Kaſtengeiſt des Offizierkorps den Offizier dem Manne, dem er nicht nur Vorgeſetzter, dem er Erzieher und Führer ſein ſoll, entfremdet. Mit der maßloſen Erweiterung einer notwendigen Diſtanz iſt jedoch die gegenſeitige Achtung nicht geſtiegen.

Der junge Menſch, der heute ins Heer eintritt, um ſeiner Wehrpflicht zu genügen, iſt, wenigſtens

soweit er in der Großstadt oder in den Industriebezirken herangewachsen, von der sozialistischen Bewegung meist schon kräftig bearbeitet worden. Häufig zieht er bereits als zielbewußter Agitator in die Kaserne ein. Und da kommt er nun als Sendbote einer Macht, welche die Ihren selbst noch hinter jenen düsteren Mauern zu schützen vermag, welche der naive Bauernsohn mit der Überzeugung passiert, daß er nun den unheimlichsten Schreckniſſen preisgegeben ist.

In der Herzensangst wird ihm der „Aufgeklärte“ ein erfolgreicher Mentor. Der Unteroffizier, der Feldwebel ist genau unterrichtet, wen er als Sozialisten zu respektieren hat. Wenn diese „Sozen“ auch nicht geliebt, nie befördert werden, so traut sich doch auch keiner an sie heran. Schon dem Korporal, dem Stubenältesten wird eingeschärft: „Von dem Manne lassen Sie die Finger, sonst möchte er Bebeln schreiben und dann geht im Reichstag der Tanz los: — Soldatenschindereien, Mißbrauch des Erziehungsrechtes. Und dann gibt's unfehlbar kräftige Strafen: Gefängnis, Ausstoßung aus dem Heere, Verlust des Kapitulantenscheines.“

Man rechnet längst in der Armee mit den „Details“, welche Bebel alljährlich dem Kriegsminister aufzuzählen pflegt. Man weiß, daß es vor diesen Details keinen Pardon gibt. Ob man dadurch im

allgemeinen menschlicher hat fühlen lernen auf dem Kasernenhof? Kaum! Man ist nur vorsichtiger geworden. Man vergewissert sich vor allem, ob der Rekrut irgend welche Beziehungen zum Sozialismus hatte, ehe er ausgemustert wurde. Und da man seiner Sache schließlich nicht immer sicher sein kann, so sind wohl die krassen Schindereien überhaupt seltener geworden.

Auch hier hat die Regierung nicht aus eigener Initiative Wandel zu schaffen vermocht. Wie an so vielen andern Stellen durfte eine radikale Opposition den Erfolg der Beseitigung von Mißständen für sich in Anspruch nehmen.

Fast widerwillig hat man nachgegeben, als nicht mehr zu verteidigende Sünden offenbar wurden. Auch dann natürlich nicht mit dem System gebrochen, sondern es sich nur durchlöchern lassen. Diese Durchlöcherung nun wird dem jungen Rekruten sofort zum Ereignis. Zum Ereignis, das in ihm für die Sozialdemokratie wirkt. Dieser Wirkung vermag aber das System keine gleich starke Gegenwirkung gegenüberzustellen. Wohl hört der Rekrut bei der Vereidigung in schwungvollen Worten das neue Verhältnis preisen, in das er zu dem König, als zu seinem obersten Kriegsherrn getreten ist. Aber zugleich wird ihm auch eingeschärft, daß dies Verhältnis ihm gegebenen Falles die Pflicht auferlegt, auf die eigenen

Eltern und Geschwister zu schießen, sofern ihm das anbefohlen wird.

In die schwerfällige Masse des Rekrutenhirns werfen solche Erklärungen ein gefährlich Ferment, und der stets bereite sozialistisch erleuchtete Stubengenosse beeilt sich, die Gärung zu befördern.

Dann kommen mit dem ersten Drill die Zeiten der schweren Not für das Rekrutengemüt. In die Seele ziehen Erbitterung, Haß und Mißmut ein. Das ist der Dünger für die sozialistische Saat, und herrlich sprießt sie auf. Riesig ist der Prozentsatz derer, die alljährlich als überzeugte Sozialisten die Kaserne verlassen, in die sie als dumme Jungen eingezogen. Sie sind „klug geworden" und wissen fortan, wo sie Anschluß finden können. Sie fühlen sich stolz als ein Teil jener Macht, von der man sie bald singen lehrt: „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will!" Ihre Söhne werden bereits in die Kaserne mitnehmen, was sie selbst erst daraus weggetragen.

Für unser Volk aber geht alljährlich eine unwiederbringliche Gelegenheit, seinen nationalen Aufgaben und Idealen einen kräftigen Nachwuchs gewinnen zu können, rettungslos verloren.

Es ist nicht wahr, wenn resigniert behauptet wird, der scharfe Drill züchte eben Sozialdemokraten. Diesen Drill könne man jedoch nicht entbehren. —

Man braucht ihn gar nicht zu entbehren. Man dürfte die Leute sogar gelegentlich viel schärfer anfassen, und zwar ohne Unterschied: gleichviel ob sie Sozialisten sind oder nicht.

Aber dann darf der Drill nicht Selbstzweck sein. Dann darf man sich nicht damit begnügen, den Leuten die Griffe und den Parademarsch beizubringen und sie — notdürftig genug! — im Gelände für den Ernstfall kriegsmäßig auszubilden.

Dann muß die Wehrschule auch eine Erziehung für den Charakter, für das nationale Empfinden sein. Heute ist sie gerade das Gegenteil. Und daran ist unser Offizierkorps zumindest mitschuldig. Letztenorts verantwortlich ist indes für diese Zustände die oberste Leitung.

Zwar wird gar viel gesprochen von dem „Geist der Truppe". Das Kriterium für diesen Geist aber sucht man nur in Äußerlichkeiten. Das weiß am besten der Kompagnieführer, auf dessen Schultern der Unterbau unseres Heeres ruht.

Der Kompagniechef ist heute bei uns in einer verzweifelten Lage. Nicht nur, daß ganz unerhörte Ansprüche an seine Arbeitskraft gestellt werden. Es wird geradezu Unmögliches von ihm verlangt. Und er lebt deswegen zumeist in einem steten inneren Konflikt. Für sein Fortkommen ist die erste Bedingung, daß bei ihm nach außen hin alles klappt.

Er muß mit den Monturen ſparen, um ſich die Note eines guten Verwaltungsbeamten zu ſichern. Dabei ſollen ſeine Leute aber immer proper ausſehen. Er ſoll ſchneidiges Regiment führen, aber die Liſte der von ihm verfügten Beſtrafungen wird dreimal nachgeprüft. Am beſten, wenn er ohne ſolche Strafen auskommen kann, die ordnungsgemäß eingeſchrieben werden müſſen. Aber der Rekrut darf beileibe nicht angerührt, ſoll auch nicht überanſtrengt werden. Das legt ſchon eine kaum durchführbare Kontrollpflicht auf, wo die Einzelausbildung in Frage kommt. Später tritt dann noch die Sorge der Schießausbildung hinzu. Entſprechende Schießreſultate der Kompagnie geben heute nicht nur ein Anrecht auf ſchnelle Beförderung, ſondern auch auf die heißerſehnte erſte Dekoration.

Was kommt bei alledem heraus? Der ödeſte Drill iſt Anfang und Ende alles Strebens. Wehe dem unglücklichen Sergeanten, Unteroffizier oder Gefreiten, dem bei der Einzelausbildung ein ſog. „Krummſtiefel“ zugefallen iſt. Er kann ſich die heißeſte Mühe geben, den Kerl gerade zu biegen, die ſchwerfälligen Glieder geſchmeidig zu machen, die „unvorſchriftsmäßige“ Naſe aus der „Richtung“ herauszubringen — krumm bleibt krumm. Der Mann macht eine ſchlechte Figur, und auf den Ausbildenden hageln nun die Vorwürfe hernieder. Er wird immer

erbitterter, immer nervöser. Der „krumme Kerl“ versaut ihm Mittagsmahl und Nachtruhe. Ist's ein Wunder, wenn er's ihn fühlen läßt? Ein Wunder, wenn er sich in irgend einer stillen Kasernenecke oder auf verschwiegener Mannschaftsstube einmal an ihm vergreift?

Wer ist schuld daran? Nicht der Unteroffizier, nicht der Kompagniechef — nein, das System und die höchste Instanz, die es gutheißt. Jeder Kompagniechef hat die Erfahrung gemacht, daß im Gelände, für Feldwachen, Patrouillen ꝛc. diese krummen Kerle oft die brauchbarsten Leute sind. Aber der Moloch Parademarsch verwirft sie.

Wieviel Freudigkeit, wieviel Nervenkraft, wieviel kostbare Zeit wird diesem Moloch bei uns alljährlich geopfert! Zumal in der Garde, wo hinter dem Ziel eines tadellosen Parademarsches längst alle wirklich militärischen Gesichtspunkte verschwunden sind.

Das konnte alles noch hingenommen werden, solange man in dem Parademarsch in ernsthaften militärischen Kreisen die Basis kriegerischer Erfolge sehen wollte. Das ist heute aber ebensowenig der Fall, wie man an die Durchführbarkeit der Kavallerieattacke glaubt.

Aber der Kaiser will es. Ihm genügt nicht ein kriegsmäßig durchgebildetes Heer, auf das man sich draußen im Gelände verlassen kann, in dem jeder

Einzelne zur Entfaltung von Initiative, Wagemut und Aufopferung erzogen wird. Er will „Staat machen" mit seinen Schwadronen und Regimentern. Will sie zeigen. Und seine Freude an dem imposanten Bilde der großen Parade, an der glänzenden Kavallerieattacke ist heute der eigentliche Götze, der gefährliche Götze, der so kostspielige und so — nutzlose Opfer fordert.

Die weitgehende Betonung des Parademarsches läßt sich natürlich nur auf Kosten anderer Dienstzweige durchführen. Zu diesen gehört in erster Reihe die Schießausbildung. Dessen ist man auch an der höchsten Stelle bald innegeworden. Die Schießresultate der Kompagnien wurden immer erbärmlicher. Statt nun hieraus eine Lehre zu ziehen und die rein parademäßigen Exerzitien einzuschränken, hat man ein Prämiensystem erdacht, das unter den obwaltenden Umständen nur einen ganz ungesunden Ehrgeiz züchten konnte. Bei der Parade mußte nach wie vor alles klappen, sonst ging's dem Kompagniechef an den Kragen. Dem Drill durfte also nicht Abbruch getan werden. Im Gegenteil: es wurden immer noch neue Griffe erfunden. Ja in der Garde ging man hierin so weit, daß — auf allerhöchsten Befehl! — die seltsam antiquierten Glanznummern aus dem Exerzierreglement Friedrich Wilhelms I. wieder hervorgeholt wurden.

Dem Kompagniechef, der ſich Extralorbeeren verdienen wollte, winkten ſie nur in den Schießbüchern ſeiner Leute. Das führte zunächſt zu einer maßloſen Überanſtrengung der Mannſchaften. Da aber der Schinderei ſchnell durch die Sozialdemokratie geſteuert wurde, ging man ſchließlich bald da, bald dort daran, die Schießbücher zu fälſchen. Die daraus reſultierenden Betrugsprozeſſe gegen ehrgeizige Kompagnieführer ſind nachgerade eine ſtändige Rubrik in der Tagespreſſe geworden. Und über wieviel wird dabei wohl noch der Mantel der chriſtlichen Liebe gebreitet?

Kann all das ſchon nicht ſehr geeignet ſein, die Achtung des gemeinen Mannes vor dem Vorgeſetzten zu ſtärken, ſo wird dieſem die Stellung noch erſchwert durch die ſtete Angſt, bei irgend einem Mißgriff Kopf und Kragen zu verlieren. Zwar iſt eine weitgehende Vertuſchungsmethode üblich, und ſolange ſich irgend eine „Affäre“ unter Ausſchluß der Öffentlichkeit abwickeln läßt, kann der Offizier auf eine gewiſſe Schonung rechnen. Sobald ſich aber die öffentliche Meinung, ſobald ſich gar das Parlament eines Einzelfalles bemächtigt, ſind die Beteiligten verloren. Denn ſo wenig man geneigt iſt, die öffentliche Meinung zu hören, wo es ſich um Fragen des Syſtems, um grundſätzliche Momente handelt, ſo leicht gibt man ihr das Individuum

preis, auch wo solche Preisgabe ungerecht ist — nur um ungestört „fortwursteln“ zu können.

So lernt der Offizier schon früh rechnen mit der öffentlichen Meinung. Aber er lernt sie selten erkennen als ein wohltätiges Korrigens. Lernt sie meist nur fürchten und hassen. Immer hochmütiger schließt er sich ab von den Elementen, welche diese öffentliche Meinung machen, dies widerliche Gespenst, das wie die graue Sorge stets hinter ihm sitzt.

Denn seiner Überzeugung nach ist auf dies Gespenst die allgemeine Unsicherheit in seinem Berufe zurückzuführen. Kaum je wird er sich in jüngeren Jahren über die wirklichen Ursachen dieser Unsicherheit klar. Konstatiert nur mit Erbitterung, daß jeder „Soze“ in der Kompagnie ihm den Kragen kosten kann, und daß, zumal in der Großstadt oder im Industrierevier, die halbe Mannschaft den „Zapfen streicht“ und ihm allerhand Schabernack spielt, ohne daß er sich wehren kann. Denn wollte er mit umfassenden Strafen eingreifen, dann würde man ihm vorhalten, daß ein zum Vorgesetzten wirklich geeigneter Offizier solcher Massenstrafen nicht bedürfen sollte, um in seiner Kompagnie Ordnung zu halten.

Doch über all das ließen sich Bände schreiben. Mir kommt es hier nur darauf an, den Seelenzustand unserer Kompagniechefs zu analysieren und dadurch das System zu illustrieren, in dem für eine

Instruktion der Mannschaft, die über den oberflächlichsten Gedächtniskram hinausginge, kein Raum ist. Kein Raum vor allem zur Erziehung des Einzelnen, zu seiner ernsten Durchbildung. Die Instruktionsstunde könnte nicht nur für den Mann, sondern auch für den Offizier unschätzbarer, bleibender Gewinn, für das ganze Institut unserer Armee eine tragkräftige Säule, für unser nationales Volkstum und den Kampf gegen die Sozialdemokratie die wirksamste Waffe werden, wenn ihr auch nur ein winziger Teil der Aufmerksamkeit und Andacht gewidmet würde, die man so willig dem Parademarsch einräumt.

Da sinnt man die kompliziertesten und unmöglichsten Projekte aus, um der Sozialdemokratie zu Leibe zu gehen und die letzte Chance, auf den der Schule entwachsenen Mann in nationalem Sinne einzuwirken, ihn zu wappnen gegen die Verführungen des Sozialismus, ihm die Vaterlandsliebe, die Freude am einigen Reich, an unserem großen herrlichen Deutschtum ins Herz zu pflanzen, die Chance, ihm mit dem Schießprügel den Glauben an die Sache, die er verteidigen soll, zu geben, mit der Instruktion das Vertrauen zu dem Vorgesetzten, der ihn zu führen hat, mit dem neuen Wissen ein, wenn auch noch so grob umrissenes Bild der Kultur, die ihn als Waffenträger reklamiert — diese Chance läßt man ungenutzt vorübergehen.

Der Blüten, welche die moderne Mannschaftsinstruktion gezeitigt mit all ihren grotesken Oberflächlichkeiten, hat sich längst der „Simplizissimus" bemächtigt. Und „Simplizissimusstimmung" will uns anwandeln, wenn wir das, was Offizier und Mann aus diesen Stunden mitnehmen, vergleichen mit dem, was sie mitnehmen könnten bei einsichtiger Nutzung der unerhörten Gelegenheit, die hier sich unserer Regierung zu ihrer Erhaltung und Erneuerung darbietet.

Statt dessen waltet auch hier ein fast vorsintflutliches Schema. Von irgend welchem Individualisieren keine Spur! Stereotyp wie der Katechismus, der gepaukt wird, ist die Methode.

Wohin führt sie uns? Jeder Instruktor ist nur auf den Effekt bedacht, den seine Tätigkeit bei der übergeordneten Instanz erreichen soll. Keiner auf die Erfüllung der idealen Pflichten, vor die seine Aufgabe ihn stellt.

Auch das unvergleichliche Material, das wir einst in unserem Unteroffizierkorps besaßen, ist nicht mehr, was es war. Ursprünglich der natürliche Vermittler zwischen dem Offizier und dem Manne, dem gleichen Boden entwachsen wie jener, aber bereits von den Idealen des Epaulettenträgers erfüllt, war der Chargierte eine unschätzbare Säule des Unterbaues, auf dem der Stolz des Volkes in

Waffen ruhte. Der Geist einer Truppe kann nur aus der Summe der Einzelwirkungen herauswachsen, die bei der Detailausbildung, vor allem aber im steten persönlichen Verkehr, vom Unteroffizier auf den Mann ausgeübt werden. Je breiter die Berührungsflächen zwischen Unteroffizierkorps und Mannschaft, desto reicher werden naturgemäß die Früchte der Erziehung sein, solange sich unsere Unteroffiziere die Qualitäten bewahren, die sie zu Siegern von Königgrätz und Sedan gemacht haben. Für die Erhaltung dieser Qualitäten blieb, zumal in langer Friedenszeit, die Breite der Berührungsfläche mit der Mannschaft die sicherste Gewähr.

Das ist an den maßgebenden Stellen nicht genügend berücksichtigt worden. Unter Wilhelm II. hat man sich bemüht, eine Unteroffizierskaste herauszubilden und dem Treffenträger schon durch die Zugehörigkeit zu dieser Kaste eine ähnliche selbstverständliche Superiorität dem gemeinen Manne gegenüber zu sichern, wie sie der Offizier mit den Epauletten empfängt. Auch hierbei hatte man sich offenbar leiten lassen durch die Furcht vor dem Vordringen des sozialistischen Gedankens, durch diese jämmerliche Furcht, die ein Produkt der Unkenntnis der sozialistischen Bewegung und der eigenen inneren Schwäche ist. Statt mit dieser Bewegung mutvoll sich zu messen, hat die Regierung Wilhelms II. sich

überall vor ihr zurückgezogen, einzig darauf bedacht, auf diesem Rückzug zu retten, was man gerade retten zu können glaubte.

Ob man nun das Unteroffizierkorps wirklich endgültig vor sozialistischen Einflüssen geschützt hat, indem man es in eine Kaste bannte, mag dahingestellt bleiben. Zweifellos aber hat man sich durch diese Taktik einerseits der wichtigsten Vorkämpfer gegen den Sozialismus im Heere beraubt und anderseits dem Unteroffizier den ureigensten Nährboden der Qualitäten, die seine Bedeutung, seinen Ruhm begründeten, unter den Füßen weggezogen. Für den Unteroffizier können und dürfen die Tressen niemals sein, was für den Offizier die Epauletten. Die Epauletten verdanken ihre Autorität zu einem beträchtlichen Teile dem Umstande, daß sie nicht nur den Vorgesetzten, sondern auch den Angehörigen einer höheren gesellschaftlichen Klasse kennzeichnen. Die Epauletten begründen denn auch eine soziale Stellung, die Tressen nicht. Sollen es auch nicht nach den Wünschen des Systems von heute, das der Feldwebelstochter die Qualifikation zur Offiziersfrau oder zur Gattin des höheren Beamten prinzipiell versagt.

Indem man nun im Empfinden des gemeinen Mannes für die Tressen reklamieren will, was die Epauletten der Tradition verdanken, schaltet man

jene Selbſterziehung des Unteroffiziers aus, zu der er ſich genötigt fand, ſolange er der Mannſchaft, aus deren Reihen er hervorgegangen, die Eignung zum Vorgeſetzten zu beweiſen hatte. Gerade daß die Unteroffiziersautorität weit ſchwerer zu begründen war, als die der Epaulettenträger, daß ſie in jedem einzelnen Falle einen perſönlichen Erfolg bedeutete, das förderte in unſerem Unteroffizierkorps einen geſunden Ehrgeiz, das weckte die Fähigkeiten des Unterführers, das ſchuf uns Charaktere unter den Treſſenträgern, das machte die Eigenart des ganzen Standes aus.

Die Überlegenheit des Offiziers nahm der Mann als eine Tatſache hin, die er nicht jedesmal nachzuprüfen brauchte, auch nicht ſtets nachprüfen konnte. Dem Epaulettenträger mochte es auch gelingen, aus dem Fonds ſeiner Kaſte ein Defizit an perſönlicher Eignung zu decken, wenigſtens für eine gewiſſe Friſt.

Anders beim Unteroffizier! Den ſah der Mann aus einer Nähe, vor der Flitter und Blendwerk nicht beſtehen können, für deſſen Beurteilung fand er leicht ſichere Anhaltspunkte. Zu ihm nahm er bald innerlich Stellung.

Der Unteroffizier wieder fühlte ſich auf exponiertem Poſten ſtets beobachtet, ſtets genötigt, ſich der Treſſen wert zu zeigen, um die Autorität nicht einzubüßen. Den Mann, von dem ihn oft nur ge-

ringer Altersunterschied trennt, der den gleichen bäuerlichen, kleinbürgerlichen oder Arbeiterkreisen entstammt wie er selbst, neben dem er vielleicht vor kurzem noch in Reih und Glied gestanden, zur Anerkennung einer Distanz zu zwingen, ohne die engste Fühlung zu verlieren, die allein persönliche Einwirkung verstattet — das ist das Problem, vor welches sich der junge Tressenträger gestellt sehen muß. Indem er es löst, trägt er natürlich zum Ansehen des ganzen Standes bei. Sobald sich dieser Stand aber als eine Kaste gegen die Mannschaft abschließt, muß er mit der Zeit die Qualitäten einbüßen, die ihn für das System wertvoll machten.

Heute schon liegt der Schwerpunkt auf dem Verhältnis zum Vorgesetzten im Offiziersrock, denn von der Mannschaft schließt sich der Tressenträger hochmütig ab.

Die Kluft zwischen dem gemeinen Manne und dem Chargierten ist bereits fast genau so tief, wenn nicht vielfach tiefer wie die zwischen dem Rekruten und dem Offizier. Sterile Hoffart ist eingezogen in das Unteroffizierkorps, das man solange cacholiert hat. Dieser Hochmut mag allerdings zunächst eine gewisse Schranke aufrichten zwischen dem Unteroffizier und den sozialistischen Gedankengängen, die in der Mannschaftsstube Gegenstand unaufhörlicher

Erörterung sind. Was ist aber damit erreicht? Der Unteroffizier steht dem Innenleben der Leute genau so fremd gegenüber wie der Offizier, meist noch verständnisloser, weil er ja nicht die Vorbildung hat, die ihm gestattete, über das, was er selbst sieht und hört, hinaus die Psyche des Untergebenen zu ergründen. Damit ist aber das frühere Vertrauensverhältnis zwischen Mann und Treffenträger zum Teufel. Die Leute ziehen sich mit ihrem Anliegen, mit allem, was ihr Inneres bewegt, vor dem Chargierten womöglich noch ängstlicher zurück als vor dem Offizier. Wissen sie doch aus Erfahrung, daß ihnen beim Unteroffizier nur hochmütige Abweisung blüht.

Ein unerläßlich notwendiges Ventil ist verstopft, ein Korrigens von unabsehbarer Bedeutung einfach ausgeschaltet. Der Unteroffizier, der nur noch drillt, aber in den Herzen, im Fühlen der Leute keinen Bescheid mehr weiß, vermutet überall passive Resistenz, wird erbittert, wo sich seinen Mühen um die äußerliche Ausbildung Schwierigkeiten gegenüberstellen, zu deren Kern er nicht mehr vorzudringen vermag. Unaufhörlich macht er das rote Gespenst des Sozialismus, das man ihn fürchten und hassen gelehrt, verantwortlich für die zunehmenden Plackereien seines Berufes, ohne zu bedenken, daß gerade sein abnehmendes Verständnis für die

Mannschaftspsyche und die hierdurch erzeugte nervöse Gereiztheit Wasser auf die Mühlen der Sozialdemokratie treibt.

An dem ihm zur Ausbildung übergebenen Manne ist dem Unteroffizier nichts mehr gelegen. Er ist ihm nur noch ein Objekt für die Künste des Drills, ein Objekt, an dem er dem Vorgesetzten seine Tüchtigkeit zu erweisen hat. Ist's ein Wunder, wenn hier die unheilvollsten Wechselwirkungen sich vollziehen?

Indem man dem Unteroffizierkorps das Danaergeschenk des Kastengeistes machte, gab man auch die Kontrolle über das Innenleben der Mannschaftsstube und die wichtige Möglichkeit der indirekten Einwirkung auf den Geist der Leute aus der Hand. Früher hatte der Offizier dem Treffenträger so manchen wichtigen Aufschluß über die Psyche seines Mannschaftsmaterials im allgemeinen wie über das einzelne ihm zur Ausbildung überantwortete Individuum zu verdanken. Ein Individualisieren war vielfach nur durch Vermittlung der Treffenträger möglich.

Wenn früher der Offizier dem Chargierten den Wink gab: „nehmen Sie sich den Mann einmal vor" — so hieß das, daß der Unteroffizier, der den Leuten näher stand, gewissermaßen auf privatem Wege ergründen sollte, welches der richtige Weg

sei, um den Rekruten weiter zu bringen, die soldatischen Fähigkeiten, den militärischen Geist in ihm zu wecken. Heute kann solche Order nur noch bedeuten, daß der Chargierte den Mann „schleifen" soll, wie der Kunstausdruck lautet. Ihn piesaken soll in irgend einem sicheren Winkel, bis er pariert. Was bei solchem „Nachexerzieren" dann herauszukommen pflegt, weiß man ja. Der Chargierte ist wütend über den ihm zugemuteten Extradienst, und die armen Opfer werden in solchen Überstunden sicher nicht zu guten Soldaten oder zu überzeugten Patrioten erzogen. Der Unteroffizier erscheint ihnen im Lichte des verabscheuungswertesten Henkers, der sich zu gemeinstem Schergendienste hergibt.

Der Sozialismus in der Mannschaftsstube, Verachtung und Haß gegen das Unteroffizierkorps, gegen die künstlich gezüchtete Kaste, die Blut vom Blut des gemeinen Mannes ist und sich doch voll Hoffart von ihm abwendet, ihn schindet und piesakt und nur von zwei Motiven sich leiten läßt: von serviler Streberei, soweit das Auge des Offiziers reicht, und von schwächlicher Furcht, wo die Gefahr Bebelscher „Enthüllungen" droht! — Im Kreise der Treffenträger kleinlichster Kastengeist, ungemildert durch irgend eine erzieherische Tradition; lächerliche Überhebung; eine fast sadistisch anmutende

Freude am Leuteschinden; eine groteske Sucht, den Offizier zu kopieren; der stete Stachel, nie seinesgleichen werden zu können; ein unbehagliches Gefühl der Isolierung! — Bei den Leutnants zügellose Genußsucht, ein Hang zum Luxus, den nur die wenigsten mit ihren Mitteln in Einklang zu bringen vermögen. Brutalität und Großmannssucht; blinde Mammonsverehrung; des Königs Rock vielfach Mittel zum Zweck einer reichen Partie; Exzesse in Bacho und Venere, fast nirgends eingeschränkt durch die Fesseln, welche eine bürgerliche Geselligkeit aufzuerlegen vermöchte; rücksichtsloses Wirtschaften mit der Kraft, die dem Vaterland gehört! — Der Schwadrons- oder Kompagniechef das eigentliche Opfer der neuen Verhältnisse; überbürdet, verärgert; in stetem Konflikt zwischen seiner eigentlichen Aufgabe und den enormen Sonderansprüchen, die gerade an ihn gestellt werden; Angst vor der Majorsecke; Angst vor allerhand dunklen Mächten, über die er keine Gewalt hat, und zu deren Erkenntnis er nicht durchzudringen vermag. — Der Stabsoffizier, stöhnend unter dem Alp der Besichtigungen, deren jede mit dem Zylinder droht, stets sich bewußt, an dem kritischsten Punkte der Karriere zu stehen, die ihm doch jetzt erst zu winken beginnt, meist nun Familienvater mit bescheidenen Mitteln, mit der Verpflichtung, Kinder standesgemäß zu erziehen.

— Der Kommandeur, in tausend Nöten infolge der repräsentativen Verpflichtungen, zu denen das Einkommen doch in keinem Verhältnis steht, bedrängt von unerhörten Ansprüchen an seine Arbeitskraft, seine Kenntnisse, seine organisatorischen Fähigkeiten. Dabei vielfach schon aufgebraucht in jahrzehntelangem Kommißdienst, ohne Spannkraft und Initiative, die ihm das System längst gebrochen; fatalistisch, alles nur von oben erwartend! — Und schließlich die Generalität, alles auf die Gunst des obersten Kriegsherrn stellend, eine Beute vielfach von Intrigen der Kamarilla; abhängig von einer Regie, die man selten nur beeinflussen kann; Opfer von tausend Zufälligkeiten und Stimmungen, vor denen nur die Zugehörigkeit zu einer Clique gelegentlich schützen kann.

Hier, auf der höchsten Stufe, eine jähe Umwertung aller Werte. Was den schlichten Soldaten und Pflichtmenschen emporsteigen ließ, kann ihn in dieser Sphäre nicht mehr halten. Hier gilt es neue Eigenschaften zu betätigen. Hier kommt schließlich alles darauf an, direkt oder indirekt Majestät für sich einzunehmen. Ist das allerdings gelungen, dann braucht man sich um das Weiterkommen nicht mehr viel Sorge zu machen. Dann kann man eine Weile lang lustig mittun bei der wechselvollen Hazardpartie zwischen Militärkabinett, Generalstab

und Miniſterium. Wer da die meiſten Trümpfe hat, der darf dann wohl eines Tages die Abzeichen des Schwarzen Adlers ſeinem Wappen zufügen.

Wenn dann aber eines Tages auch er mit den Verabſchiedeten und zur Dispoſition Geſtellten ſich niederſetzt zur Skatpartie, dann mag er ſich hüten, das Syſtem zu loben, das gerade ihn von Tauſenden auserkoren. Es würde ihm ſchlimmer gehen, als wenn er ſeinen Hymnus unter Anarchiſten abſingen wollte.

Tauſend Jahre Gefängnis mindeſtens — würden jährlich im Deutſchen Reiche mehr verhängt werden müſſen, wenn vor den Staatsanwalt gebracht würde, was an den Stammtiſchen der verabſchiedeten Offiziere in Deutſchland im Laufe von zwölf Monaten geſprochen wird. Kaum ein Prozent unſerer „a. D.“ und „z. D.“, denen was ich hier ausgeſprochen, im tiefſten Herzen nicht noch viel zu mild erſchiene! Kaum ein Prozent aller Aktiven, die mir in irgend einem Punkte innerlich unrecht geben.

Das iſt der Geiſt der Armee!

Zweifellos, daß es auf all den Etappen, die ich durchlaufen, Ausnahmen gibt, welche doch im Grunde nur die Regel beſtätigen. Sicher, daß, wie in der Mannſchaft und unter den Treſſenträgern, auch im Offizierkorps viele kernhafte, von ehrlichen Idealen erfüllte Elemente zu finden ſind. Sicher auch, daß

wir uns trotz allem hier Angeführten heute noch im Ernstfalle auf unsere Armee verlassen können.

Aber in dieser Armee sind gefährliche Elemente der Zerstörung und Zersetzung wirksam. Und diese Elemente werden unbewußt genährt an der höchsten Stelle, wo man viel zu großen Wert auf Äußerlichkeiten legt, wo man gegen den Luxus redet und den großen Geldbeutel protegiert, wo man über die Sozialdemokratie flucht, statt ihr das Wasser abzugraben, indem man aus freien Stücken reformiert und den von ihr erhobenen Beschwerden ernsthaft nachgeht, um mit der Wurzel auszurotten, was faul ist.

Die Armee, die bei Jena und Auerstädt aufs Haupt geschlagen worden, ist nicht die Armee Friedrich Wilhelms II., nicht die Armee Friedrich Wilhelms III., es ist die Armee Friedrichs des Großen gewesen, die Armee des Genialsten aller Spekulanten, der in diese Armee, mit der er so Gewaltiges vollbracht, schließlich selbst den Keim der Korruption gelegt hatte, indem er sie grenzenlos verwöhnte, sie in Äußerlichkeiten Genüge finden ließ und sie dem Bürgertum entfremdete. Die Armee wurde ihm schließlich Selbstzweck, und Selbstzweck ist sie heute Wilhelm II. Unser Kaiser aber ist nicht der Führer eines geworbenen Heeres, er herrscht über ein Volk in Waffen. Jede Krankheit, von der

die Armee erfaßt wird, greift allzu rasch nur über auf das bürgerliche Leben. Wer Augen hat zu sehen, der kann in unsern Zuständen der Beweise hierfür genug finden.

Von allen Kriegsmöglichkeiten abgesehen, ist uns der Kaiser schon deshalb verantwortlich für den Geist, der in „seiner" Armee herrscht, mit der er sich so weitgehend identifiziert.

Kunſt und Gunſt.

Der tragiſche Kontraſt, der zwiſchen der heißen Sehnſucht Wilhelms II., Gutes und Großes zu ſchaffen, und den geringen Reſultaten ſeines eifervollen Wirkens auf der ganzen Linie beſteht, wird nirgends klarer erkennbar als auf dem Gebiete der Kunſt. Man darf getroſt ſagen, daß ſeit Jahrzehnten an keiner Stelle der bewohnten Erde ein Fürſt aufgetreten iſt, der mit ſo leidenſchaftlicher Anteilnahme ſich den Fragen der Kunſt genähert hat wie der regierende Kaiſer, keiner, der der Beſchäftigung mit der Kunſt in ſeinem Denken und ſeinem täglichen Arbeitspenſum einen ſo großen Raum gewährt, der ſo mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit Mittel für künſtleriſche Zwecke flüſſig gemacht und — ſo wenig Zuſtimmung und Dank geerntet hat. Hier dachte er ſeinem Volke die edelſten Wohltaten zu erweiſen, ſeinem Ruhm zu dienen, ſeinen Sinn zu erheben, und gerade hier muß er es erleben, daß faſt alle ſeine Maßnahmen der ſchärfſten Kritik begegnen, daß die Anſchauungen, die er

verkündet, von der überwältigenden Majorität der Gebildeten zurückgewiesen, die Werke, die er veranlaßte und förderte, im In- und Ausland dem unbarmherzigsten Spott überliefert werden. Wie ist das zu erklären?

Der Kaiser hat die Kunst gewissermaßen in sein Regierungsprogramm aufgenommen. Er sieht in ihr ein Mittel, seine „Untertanen" zu erziehen und zur Erfüllung der großen Aufgaben der Nation fähiger zu machen; denn er weiß sehr wohl, daß es mit der materiellen Kultur allein nicht geschehen ist, wenn ein Land auf eine Stimme im Rate der Völker Anspruch macht und vor der Zukunft bestehen will. Soweit wird jeder ihm zustimmen. Aber sobald wir aus dieser schönen Theorie in die Praxis kommen, hört das Einvernehmen auf. Denn Wilhelm II. ist zu wenig vom wahren Geist der Kunst berührt, um zu wissen, daß die eminente pädagogische und ethische Bedeutung, die ihr innewohnt, nur dann fruchtbar werden kann, wenn ihrem Walten absolute Freiheit garantiert, daß diese Wirkung überhaupt nur dann eintritt, wenn — sie nicht ausdrücklich gesucht wird. Nicht der Erzieher ist der beste, der dem Zögling seine lehrhafte Absicht fortwährend verrät, sondern der andere, der sie in den Verkehr mit ihm ohne Zwang überströmen läßt, der sie auflöst in die von seiner Liebe geleitete be-

hutsame Pflege seiner Seele, so daß sie äußerlich kaum mehr erkennbar ist. Die Kunst, die uns des Lebens und der Welt Probleme in Symbolen spiegelt und uns so das, was sich dem logischen Erkennen des Verstandes entzieht, durch das vertiefte Mitempfinden ahnend verstehen lehrt, kann gar nicht anders als klärend, läuternd, befreiend, emporhebend wirken, und völlig gleichgültig zunächst, völlig eine Angelegenheit zweiter Ordnung bleibt es dabei, welches einzelnen Stoffes sie sich bedient, um ihre Kräfte zu entfalten.

Dem Kaiser scheint dieser Zusammenhang verschlossen zu sein. Aus zahlreichen Kundgebungen geht hervor, daß er an Stelle der indirekten pädagogischen Wirkung eine direkte setzen zu können glaubt. Nicht die Kunst ist ihm das Wichtige, sondern der Gegenstand, den sie behandelt; darum glaubt er sein ersehntes Ziel nur dann erreichen zu können, wenn dieser Gegenstand sich äußerlich mit dem deckt, was er gefeiert sehen möchte. Von diesem primitiven Standpunkt aus genügt es ihm, wenn die Herrscher Brandenburgs und Preußens, die Angehörigen des Hohenzollernhauses und ihre verdienstvollen Taten in plastischen, malerischen, dramatischen Darstellungen möglichst vorteilhaft verwertet erscheinen, und sein Geschmack ist nicht anspruchsvoll genug, um an die Form dieser Dar-

stellungen künstlerische Forderungen zu stellen, die sich nur um ein Geringes über das Niveau des Mittelmaßes erheben. Ist die Geschicklichkeit des Bildhauers, Malers, „Dichters" nur groß genug, um sich einen Schein von der Kunst zu borgen, — er läßt sich regelmäßig täuschen, hält den erborgten Schein für die Kunst selbst und ist vollauf zufrieden, wenn nur der Gegenstand sachlich in die Beleuchtung gerückt wird, die er wünschte. Ja, eine instinktive Abneigung treibt ihn dabei von den bedeutenden Künstlern fort, weil er unbewußt argwöhnt, daß sie den Stoff, den sie behandeln, durch ihr Temperament hindurchgehen lassen, so daß das Resultat durch ihre persönliche Verarbeitung modifiziert und die Aufmerksamkeit von dem Sachlichen auf das Künstlerische hinübergezogen wird. So ist es ganz natürlich, daß Wilhelm II. es lieber mit den Künstlern dritten bis zwanzigsten Grades hält als mit denen ersten oder auch zweiten Ranges. Daß er die schwachen Altersarbeiten Reinhold Begas' für michelangeleske Meisterwerke erklärt, die unpersönliche Trockenheit mittelmäßiger Denkmals- und Dekorationskünstler, die korrekte Nüchternheit Anton von Werners, das sekundanerhafte Theaterpathos und die phrasengeschwollene Sentenzensprache eines Major Lauff oder gar eines Viktor Hahn für Dinge hält, die mit der Kunst in irgend welchem Zusammenhang

stehen. Und anderseits, daß er — mit ganz geringen Ausnahmen, die das Bild nicht verändern — schlechthin der Gesamtheit unserer tüchtigen und bedeutenden Persönlichkeiten im großen Bogen, fast ängstlich, ausweicht; daß selbst ein Dichter wie Wildenbruch in „Ungnade" fällt, weil sich seine leidenschaftliche patriotische Begeisterung, die an sich gestattet wäre, mit dem gefährlichen poetischen Schwung individueller Art vermählt, von dem man nie wissen kann, wohin er treibt.

Wenn die Stellung des Kaisers zur Kunst berührt wird, so pflegt man gern zuerst darauf hinzudeuten, daß er ein Gegner der „Modernen" sei. Indessen: das ist nicht das Entscheidende. Dann müßten ja alle diejenigen Kunstfreunde, die der neuen Bewegung gleichfalls feindlich gegenüberstehen, mit Wilhelm II. einer Meinung sein. Aber weit gefehlt — davon ist nicht die Rede. Es kommt gar nicht so sehr darauf an, was der Monarch befehdet, als was er protegiert. Und da lehrt uns nun die Erfahrung von achtzehn Jahren, daß die kaiserliche Huld mit einer erstaunlichen Regelmäßigkeit den Halbtalenten und Unwürdigen zu gute kommt. Es hat etwas tief Niederdrückendes, zu sehen, wie häufig sich der Geschmack des mittleren und ungebildeten Bürgers mit dem des Herrschers berührt. Der Mann, der uns ein Führer sein

ſollte auf allen Gebieten, teilt in dieſen wichtigen Fragen nur zu oft die Anſchauungen des großen Haufens, der unkultivierten Maſſen — zum aufrichtigen Schmerz aller der Kreiſe, die heute unſerem Volke vorangehen und dem deutſchen Leben der Gegenwart die geiſtige Signatur geben. Der Kaiſer erfreut ſich an den ſeichten Witzeleien und verlogenen Situationen der Blumenthal und Kadelburg, die mit Telegrammen und Ordensauszeichnungen, ſogar mit Anerkennungen ihrer „Kunſt der Charakteriſtik“ beehrt werden, er ließ ſich „Charleys Tante“ aufführen und folgte „mit Spannung“ den Knalleffekten und Vorſtadtſzenen der Detektivkomödie des Herrn Ferdinand Bonn — das iſt die gleiche Beſcheidenheit in theatraliſchen Genüſſen, wie ſie der Berliner Bourgeois an den Tag legt, der ſich „amüſieren“ will, und dem das folgende Abendbrot bei Kempinski oder im Kaiſerkeller mindeſtens ebenſo wichtig iſt wie das dramatiſche Spiel, das er vorher zu ſich nimmt. Niemand wird gekrönten Häuptern phariſäerhaft nachrechnen, daß ſie ſich zu ſehr mit leichter literariſcher Koſt begnügten, wenn wenigſtens ein Äquivalent in der Beſchäftigung mit guter und ernſter Kunſt vorliegt. Trifft dies aber nicht zu, ſo kann, namentlich im hyperloyalen Deutſchland, das fürſtliche Beiſpiel höchſt bedenkliche Folgen nach ſich ziehen. Wir ſehen bereits die Früchte, ſehen,

wie der junge Kronprinz viermal die „Lustige Witwe“ anhört, ebenso oft „Sherlock Holmes“ besucht, wobei er einmal sogar seine ganze Schwadron zu diesem Hinterwäldler-Machwerk mitnimmt, sehen, wie diese Tatsachen den also beglückten Bühnenwerken einen neuen Massenzuzug der Bevölkerung aller Kreise einbringen, wie es in höheren Offiziers- und Beamtenkreisen fast „offiziell“ wird, diese Stücke nun auch genossen zu haben. Man frage einmal die Theaterdirektion, welche Wirkung ein Ereignis wie das Telegramm und die Verleihung des Roten Adlerordens an Gustav Kadelburg auf den Besuch des „Familientags“ ausgeübt hat. Niemand wird den auf solche Weise geehrten Autoren ihr Vergnügen und ihren klingenden Erfolg neiden, aber jeder ehrliche Freund des Volkes und der Monarchie wird mißmutig den Kopf schütteln. Noblesse oblige! Das gilt wohl immer. Namentlich aber dann, wenn die Krone in diesen Dingen, wie in allen andern, unbedingte Autorität und rückhaltloses Vertrauen beansprucht.

Zu den charakteristischen Zügen des Laien und Nichtkenners gehört es, daß er stets die künstlerischen Anschauungen der vorigen Generation vertritt, den Grundsätzen huldigt, in der man dreißig Jahre vorher das Neue erblickte. Der Kunstunverständige kommt dadurch niemals auf einen grünen Zweig;

denn wenn es damals tatsächlich die frischen jungen Kräfte waren, die auf dem Boden standen, der ihm jetzt als das einzig mögliche Fundament erscheint, so sind es nunmehr lediglich die Nachtreter jener Vorgänger, die mangels eigener Kraft auf dem geebneten Wege gemächlich weiter trotten. Dies weithin leuchtende Kennzeichen des bourgeoisen Laien bemerkt der Patriot zu seinem Mißvergnügen auch an dem höchsten Repräsentanten der Nation. Vor ein paar Jahrzehnten ward die klassizistische Plastik von einer Bildhauerkunst verdrängt, die das Prinzip realistischer und historischer Treue aufstellte — Kaiser Wilhelm schätzt mit einer Vorliebe, die kaum eine Ausnahme zuläßt, das realistische Denkmal, das zur Zeit Rietschels eine Tat war, heute eine kleinliche Schablone geworden ist. Damals handelte es sich darum, ein intensiveres Gefühl für Wahrheit und Leben durchzusetzen — heute tritt an Stelle solchen Strebens die geistlose Kopie des Tatsächlichen. Es muß nun alles mit der nüchternen Alltagswirklichkeit stimmen: Sporen, Stiefel, Orden, Helmspitzen, Degen, Uniformstücke, Küraſſe — lauter Dinge, die dem Bildhauer als dem Künstler der Form eine wahrhaft plastische Lösung seiner Aufgabe unmöglich machen — und anstatt die Voraussetzungen so zu halten, daß eine künstlerische Wirkung denkbar ist, drängt man nun den armen Denkmalsfabrikanten, der sich nicht

mit einer Photoskulptur begnügen kann, zu den äußerlichen Effektmitteln einer pathetischen Haltung, Stellung oder Gebärde. Ähnlich steht es mit der Geschichtsmalerei. Ähnlich mit dem epigonenhaften Jambendrama. Überall herrscht der Geschmack von vorgestern, der heute nicht aus Neuerungssucht, sondern darum abgelehnt werden muß, weil seine Vertreter ganz natürlich sich durchweg aus den Geistern minderen Grades rekrutieren. Und dieses ästhetische Glaubensbekenntnis einer entschwundenen Generation wird nun von höchster Stelle als allgemeingültige Norm aufgestellt. Ein künstlerischer Kodex, der wie alle seine Brüder zeitlich bedingt war, wird heilig gesprochen und aus der relativen zur absoluten Gültigkeit befördert.

Man kennt die Einwände, in die sich der landläufige Byzantinismus flüchtet: Jeder nimmt für sich das Recht seiner künstlerischen Überzeugung in Anspruch — wie darf man es dem Kaiser wehren? Leere Ausflüchte der Scheingerechtigkeit! Die Anschauungen eines Monarchen, der mit den von der Gesamtheit des Volkes gelieferten Mitteln eine eifrige Kunstpflege treibt, ständen auch dann zur Kritik, wenn sie ohne Anspruch auf Vorbildlichkeit aufträten. Es handelt sich nicht um die Ausschmückung königlicher Privatgemächer, fürstlicher Familienschlösser oder Gärten, sondern um eine

Kunst höchst öffentlichen Charakters, die auf freien Straßen und Plätzen, in staatlichen Gebäuden, in allgemein zugänglichen Parkanlagen die Aufmerksamkeit herausfordert und herausfordern will. Die dem äußeren Anblick von Städten, ja von ganzen Provinzen ihr Gepräge gibt, nicht für eine kurze Spanne Zeit, sondern auf lange Jahrzehnte hin, weit über die Altersgrenze des lebenden Geschlechtes hinaus. Es ist nichts weniger als gleichgültig oder nebensächlich, wie sich das Antlitz unseres Vaterlandes gestaltet.

Die Anschauungen des Monarchen aber stehen doppelt und dreifach zur Kritik, wenn sie, durch eine eigentümliche Verkettung der Verhältnisse, jenseits des Kreises der privaten Betätigung des Fürsten, in alle künstlerischen Ereignisse des Landes einzugreifen suchen. Das neudeutsche Strebertum kommt diesem Wunsche bereitwilligst entgegen, selbst da, wo er nicht ausdrücklich ausgesprochen wird. Wir kennen die Denkmalkomitees, deren Mitglieder nach Roten Adlern und kleinerer Knopflochzier, nach Professoren- und Kommerzienratstiteln, nach der Herstellung von „Beziehungen“ oder auch nur nach einer Gelegenheit lüstern sind, ihre gute Gesinnung möglichst erkennbar an den Tag zu legen. Wir kennen die Stifter und Gabenspender, die sich fieberhaft mühen, die Aufmerksamkeit hohen Orts auf

sich zu lenken. Und wir kennen die Früchte ihres gierigen Wütens. Kennen die Denkmäler, Bauten, Festspiele, Gemälde, musikalischen Darbietungen, die zwar dem Bürgertum ihre Entstehung verdanken, bei denen aber die erste Rücksicht die ist: oben nicht zu mißfallen, und sei es mit Aufwendung eines sacrificium intellectus. Man kann es dem Herrscher, der so viel krumme Rücken und andächtig verdrehte Augen sieht, nicht einmal verdenken, daß sich in ihm ein Unfehlbarkeitsbewußtsein kristallisiert, das nun ringsum Gehorsam verlangt und alles nach den Begriffen seines Laienurteils regeln zu können glaubt — womit der circulus vitiosus geschlossen ist.

Das deutsche Volk will dem ersten Kaiser des neuen Reiches in seiner Hauptstadt ein Denkmal setzen, die parlamentarische Körperschaft beschließt die Aufwendung bedeutender Summen, die Preisrichter wägen und urteilen, — aber der Kaiser ist unzufrieden mit ihrem Votum, unzufrieden mit ihren Vorschlägen, unzufrieden mit allen ihren Plänen. Und was geschieht? Der Reichstag, dessen Mehrheitsparteien es mit dem Monarchen nicht verderben wollen, die politische Wünsche im Auge haben, hinter denen „das bißchen Kunst" zurückstehen muß, beschließt, die ganze Angelegenheit dem Ermessen Wilhelms II. anheimzustellen und sich selbst mit der Rolle des gütigen Geldgebers zu begnügen. Und

am Ende einer Denkmalsgeschichte, die ein köstliches Dokument für die Zustände des neuen Kurses darstellt, entsteht das Denkmal, entgegen der besseren Einsicht aller Fachleute, an dem Platze, den er wünschte, von der Hand des Künstlers, den er von vornherein in Aussicht genommen, in der Art, wie es seinem Gusto zusagte. Nun steht es da, ein Monument weniger Wilhelms des Schlichten, des Gütigen, als der neudeutschen Geschmacklosigkeit. „C'est très joli, très joli", sagte der alte Meunier, als man ihn auf die Schloßfreiheit führte, „mais c'est kalt à Milan" — er verglich es mit den phrasenhaften, hohlen Traraskulpturen der Italiener, die uns ein schwacher Trost sind, weil sie zeigen, daß man auch außerhalb Deutschlands heutzutage künstlerischen Schund liebt.

Die guten Graudenzer wollen ihren Patriotismus zeigen und gleichfalls dem alten Kaiser ein Denkmal setzen. Sie möchten gern aus dem öden Reiter- und Standbildschema heraus, und sie haben das Glück, einen jungen Künstler zu finden, der ihnen einen monumentalen Brunnen entwirft; eine Walkürengestalt soll ihn schmücken, eine mythische Verkörperung der kriegstüchtigen Kraft und der Phantasie des deutschen Wesens; und ein Reliefmedaillon mit dem Porträt Wilhelms I. soll künden, zu wessen Gedächtnis das Kunstwerk geschaffen

wurde. Aber es wird ihnen der Bescheid: „Medaillonporträt ist kein geeignetes Kaiserdenkmal“ — und nach einigem Sträuben weichen sie mutig zurück und kehren ein in den Hafen der alleinseligmachenden Schablone. Es wird sich ein anderer Bildhauer finden, der keine künstlerische Überzeugung zu verlieren hat und alles nach Gefallen erledigt.

So umgibt sich die Krone systematisch mit Werken und Kräften geringerer Qualität. Die schöpferischen Meister werden ferngehalten. Widerspruch, eigene Meinung, originelle Gedanken werden nicht geduldet. Adolf Hildebrand, in dem die deutsche Kunstwelt von heute ihren besten lebenden Plastiker sieht, wird brüskiert. Max Klinger mit ungnädigen Worten abgetan. Paul Wallot, dessen Reichstagsbau, trotz seiner Fehler, in der zivilisierten Welt als eins der besten Werke neuerer deutscher Architektur gilt, durch plötzliche Zuwendung des Rückens verletzt, so deutlich verletzt, daß das benachbarte Sachsen ihn aus Preußen entführt. Der vielbeschäftigte Draht, der dem erkrankten Rudyard Kipling einen Gruß bringt, hat für Arnold Böcklins Witwe kein Wort der Teilnahme. Der feinsinnigste Kunstgelehrte Deutschlands, der ein Gespräch mit dem Monarchen sucht, wird streng ermahnt, Front gegen die „Modernen“ zu machen, und dann stehen gelassen. Der Fall Menzel bildet scheinbar eine Ausnahme —

aber nur scheinbar. Denn nicht der Vorahner der modernen Malerei, nicht der Begründer des norddeutschen Realismus, nicht der Meister der Farbe, sondern der „Ruhmeskünder" Friedrichs des Großen, Wilhelms I., des preußischen Heeres ist es, der gefeiert wird. Der Fall Wagner steht ähnlich: dem Tondichter der deutschen Sage gilt eine Zeitlang das allerhöchste Interesse (ähnlich wie es Hebbel zu gute kommt, weil er die Nibelungen geschrieben), nicht dem gewaltigen Künder einer neuen Musik, dessen elementare Kraft denn auch bald als etwas allzu Selbstherrliches Unbehagen erweckt. Es bleibt alles an der Oberfläche, es haftet alles am Nebensächlichen, und die für Preußen beispiellosen Ehren, die dem alten und dem toten Menzel erwiesen werden, können doch nicht als Reverenzen vor dem Geist der Kunst selbst gedeutet werden. Um den Monarchen aber schließt sich, ihm selbst kaum bemerkbar, immer enger eine kriecherische Clique von Minderwertigen, die jedes hingeworfene Witzwort so laut belacht, wie es das Zeremoniell gestattet, die jeden Plan des Mächtigen begeistert preist und die Liebenswürdigkeit des Kaisers, der sich ihnen gegenüber wahrhaft freigebig und leutselig erweist, dadurch mißbraucht, daß sie seine Neigungen für ihre selbstsüchtigen Zwecke ausnutzt, seine Abneigungen gegen die großen, schöpferischen Talente

schürt. Bei der Besichtigung des Rudolf Virchow-Krankenhauses in Berlin fiel das Wort: „Aber hier sind ja gar keine Fratzen!“ — ein deutlicher Hinweis darauf, wie die höfische Sippe die Künstlerphysiognomie des bedächtigen Stadtbaurats Ludwig Hoffmann vor den Augen ihres kaiserlichen Brotherrn absichtlich verzerrt hatte.

Mehr als einmal vernahm man aus dem Munde des Landesherrn den Ausspruch, die moderne Kunst strebe nach dem Häßlichen, dem Niedrigen und Gemeinen, sei „Rinnsteinkunst“, die wohl gar sozialdemokratischer Anwandlungen verdächtig erscheint. Weiß der Kaiser nichts von der Sehnsucht der jüngeren Künstler nach hohen, fernen Schönheitswelten, nach dekorativem Schmuck festlicher Räume, nach reifer Verklärung und Veredelung des Alltagslebens? Weiß er nichts von dem Streben deutscher Maler nach einer Kunst deutscher Innigkeit, großer, gewaltiger Raumvorstellungen, von dem Streben deutscher Bildhauer nach monumentalem Ausdruck, deutscher Architekten nach wuchtigen Überwindungen der Materie und Rückgewinnung altdeutschen Behagens, deutscher Kunstgewerbler nach einer Hebung des Handwerks, die eine nationale Tat ist? Was müssen ihm die gefälligen Ohrenbläser eingeredet, und was muß er ihnen geglaubt haben! Daß sein frischer, für große Werte im Grunde empfänglicher

Sinn, wenn ein glücklicher Zufall zu Hilfe kommt, gelegentlich auch einer Schätzung des Tüchtigen fähig ist und im stande wäre, jene Kräfte zu erkennen, wenn die künstlerische Schloßgarde es nicht hintertriebe, beweist als ein Beispiel die Anerkennung der Kunst Louis Tuaillons und seines Bremer Kaiser Friedrich-Imperator (— wobei aber freilich gleich wieder der fatale Auftrag, ein schon bestehendes Werk, Tuaillons schöne Amazone, für einen andern Platz ins Doppelte zu vergrößern, anstatt der Bestellung einer neuen Arbeit, Wasser in den Wein gießt).

Was mag sich Wilhelm II. unter „moderner Malerei" denken? Tatsächlich kennt er ihre Werke nicht, weil er die Ausstellungen der jüngeren Künstler nicht besucht. Aber er haßt sie, gewiß weil eine instinktive Abneigung gegen den ringenden Geist einer gärenden Kunst ihm ihre Vertreter unsympathisch macht, weil sein Kunstverständnis nicht ausreicht, zu erkennen, welche neuen Ziele hier angestrebt werden und warum; mehr noch sicherlich, weil die Clique, der er sein Gehör allzu willig leiht, ihm diese Männer als eine Horde von extravaganten, schamlosen, auffässigen und renitenten Frechlingen darstellt, weil sie klug daran anknüpft, daß das einzige, was der Kaiser von ihren Werken einst sah, die Erzeugnisse der Armeleutmalerei waren, und nun vor den Augen des absichtlich schlecht informierten Mon-

archen Böcklin und Thoma, Liebermann und Kalckreuth, Klinger und Meunier, Uhde und Stuck in einen Topf wirft, um sie alle zu einem übelriechenden, „idealloſen", ſtaatsfeindlichen Urbrei zuſammenzurühren. Der Kaiſer weiß anſcheinend gar nicht, daß die Kunſt der Proletarierſtoffe längſt vorüber iſt, daß es höchſt ernſthafte Männer ſind, deren Prinzipien er ſchlechtweg als „Irrlehren" bezeichnet, daß der Ruhm der deutſchen Kunſt im Auslande faſt allein an dieſen Männern haftet. Er hält ſie für die Vertreter einer läppiſchen „Ausländerei" und weiß nicht, daß die Anton von Werner und Konſorten in Technik, Kompoſition und Auffaſſung ſich genau ſo an ausländiſchen Muſtern gebildet haben, nur wieder an ſolchen der früheren Generation; weiß nicht, daß ein Teil der Künſtler, die er mit dem Bannſtrahl trifft, mit leidenſchaftlicher Inbrunſt gerade deutſchem Weſen Ausdruck zu geben ſich müht. In ſchwächlicher Verwäſſerung und aus der Fremde her darf ſich ein „Moderner" wohl an ihn heranwagen: für den „Figaro illustré" darf Herr Felix Borchardt aus Berlin, aber anſäſſig in Paris, einer von denen, die der alte Degas als „Bouguereau des Impreſſionismus" zu bezeichnen pflegte, den Kaiſer in „Freilichttechnik" malen — aber die deutſchen Meiſter ſelbſt, die zehnmal mehr wert ſind, bleiben verbannt und mit Ungnade ge-

straft. So sehr, daß es der Werner-Clique ein leichtes ward, gelegentlich der Vorbereitungen zur Weltausstellung von St. Louis die vernünftigen Pläne wohlmeinender Staatsbeamten zu durchkreuzen und die gefürchteten Konkurrenten auf dem Weltmarkt an die Wand zu drücken, bis selbst der Bundestag ein bedenkliches Gesicht zog. So hat sich der unnatürliche Zustand herausgebildet, daß die deutsche Kunst, die heute Geltung hat im internationalen Reigen, vom Oberhaupte des Reiches fortstrebt und an den mittel- und süddeutschen Souveränen eine Stütze suchen muß, soweit sie dessen bedarf; daß der „Deutsche Künstlerbund", der mit einer Spitze gegen die kaiserliche Kunstpolitik gegründet ist, von kleineren deutschen Fürsten willkommen geheißen wird, daß die geistige Elite unseres Volkes, genau wie in der Politik, die Überzeugung gewinnt, es sei ein Segen, daß das Reich als ein Föderativstaat und nicht als ein Einheitsstaat geschaffen wurde! Schade, daß die verständigen und von besten Absichten erfüllten Räte des Kultusministeriums nicht erzählen können, welche Diplomatie sie aufwenden müssen, um halbwegs richtige Dinge durchsetzen zu können! Wiederum wie in der Politik ist hier alles auf ein vorsichtiges „Einlöffeln", ein gewundenes, behutsames Sichdrehen und Sichwinden gestellt, daß der Herrscher nur ja nie den Argwohn schöpft, man wolle ihm aus Eigenem

einen Vorſchlag machen, daß er immer in dem Glauben erhalten wird, alles, was geſchieht, gehe von ihm aus.

Nie hat die Kunſt der Schaumſchlägereien, der geheimen Beeinfluſſungen, der höfiſchen Schleichwege und der Potemkinaden ſo geblüht, wie im heutigen Deutſchland. Das Berliner Schauſpielhaus muß mit enormen Koſten „proviſoriſch“ hergeſtellt werden, um dem Monarchen ungeheure Fixigkeit und beiſpielloſen Eifer vorzutäuſchen. Bei Theaterproben zu höfiſchen Prunkaufführungen läßt man wohl harmloſe Fehler, die ſich zu leichter Verbeſſerung eignen, ſtehen, damit der Herrſcher, der gelegentlich vom Mäcenatentum ins Regiſſeuramt hinabſteigt, durch die Möglichkeit zu raſchen Korrekturen erfreut wird, die bewundernde Ausführung finden können. Straßenbahngeſellſchaften, die Vorteile herausſchlagen wollen, ſuchen dem Allmächtigen bei ſeinen ſchwachen Seiten beizukommen, ſtiften ihm Denkmalsgruppen, die zu feierlichen Enthüllungen Gelegenheit geben, malen ihm den verlockenden Plan „großartiger“ Umgeſtaltungen des Stadtbildes aus. Welch ein Zuſtand, daß ſolche Beſtrebungen auf Erfolge hoffen dürfen!

Und niemand wagt ein offenes Wort. Die maßgebenden Perſönlichkeiten des Theaterweſens riskieren es nicht, die lebendige Produktion der Gegenwart auf die königliche Bühne zu entbieten. Das

Berliner Schauspielhaus, einst ein ruhmvoller Konkurrent des Wiener Burgtheaters, ein Zentrum des deutschen literarischen Lebens, ist zu einem Scheindasein mit chronischer Unterbilanz verdammt. Man hat einen Versuch mit Ibsen, einen anderen mit Hauptmann gemacht — lang ist's her! — und sich schleunigst wieder von so frevlem Tun zurückgezogen. Die starken und die tastenden Talente werden ferngehalten. Mit Blumenthal, Skowronnek, Jon Lehmann und absolut minderwertigem, kindischem Zeug möchte man verzweiflungsvoll das Bedürfnis nach Werken der zeitgenössischen „Dichtung" befriedigen. Das Seichteste, Flachste und Verlogenste wird willkommen geheißen, wenn man nur den verhaßten „Modernen", will sagen den Talenten von Kraft und Eigenart, entgehen kann. Und man wundert sich, daß das verlotterte Ensemble, die systematisch verdorbenen tüchtigen Künstler nicht imstande sind, in den Darstellungen klassischer Dramen zu wirken, weil man nicht weiß, daß nur die Künstler, die ihr Menschentum an den besten Dichtungen üben, in denen das Blut der Zeit pulsiert, auch imstande sind, die Werke der Vergangenheit mit neuem Leben zu erfüllen. Dabei ist langsam der ganze künstlerische Betrieb der königlichen Bühnen eingeschlafen. Auch hier die Angst vor den argwöhnisch gewitterten sozialistischen oder sonstwie freiheitlichen Ten-

denzen, auch hier keine Vorstellung davon, daß der Materialismus der achtziger Jahre längst der Literaturgeschichte angehört. Dazu die kategorische Forderung, daß nichts unterstützt wird, was geeignet sein könnte, die Kritik an den offiziellen geistigen, religiösen, sittlichen Vorstellungen anzustacheln, die kleinliche und beschränkte, unkünstlerische Auffassung, die nicht erkennen will, daß ein großes Volk sich nicht bevormunden lassen kann, daß freie Entfaltung seiner Gedanken ihm Grundlage seiner Existenz ist.

Das ist das Bedenkliche und Gefährliche: die Tatsache, daß sich eine gähnende Kluft auftut zwischen den geistigen Führern des Volkes und den künstlerischen Tendenzen, die sich auf die Ansichten des Kaisers stützen dürfen und demgemäß die Haltung der maßgebenden Instanzen in allen Verwaltungszweigen entscheidend bestimmen. Es ist nicht die Rede davon, daß etwa nur die stets gern revolutionierende Jugend, novarum rerum cupida, dem Monarchen gegenübertritt, — die Gesamtheit unserer Intellektuellen, auch die Reifen und Alten, auch die Ruhigen und Besonnenen, auch die überzeugten Feinde einer eruptiven, überstürzten, „vulkanistischen" geistigen Entwicklung und die politisch rechts Stehenden, sehen mit wachsendem Unmut und mit tiefem Schmerz, daß die Ideale deutscher Bildung und Kultur vom Hofe her mehr Hemmung als Förde-

rung erfahren. Man erkennt mit ängstlicher Besorgnis, daß dem lebhaften Interesse für naturwissenschaftliche und technische Neuerungen nicht durch eine vertiefte Beschäftigung mit den Problemen der Geisteswissenschaften und der Künste, die allein imstande ist, die Errungenschaften jener technischen Kultur in Wahrheit vorteilhaft zu gestalten, die Wage gehalten wird. Daß sich auf der ganzen Linie des deutschen Lebens ein Hang zum Äußerlichen geltend macht, dem das Streben nach Erkenntnis und Erfüllung fehlt. Daß wir wohl Fortschritte gemacht haben auf dem Gebiete der Industrie, des Verkehrs, des materiellen Lebens überhaupt, aber dafür die alte deutsche Eigenschaft des Strebens zum Wesentlichen, zum verborgenen Kern der Erscheinungen und die Freude an diesem von Nebenabsichten freien Streben mehr und mehr einbüßen. Daß wir den alten Idealismus verloren und an seine Stelle Phrase und Schwulst und tönende Worte eingesetzt haben. Und enttäuscht sehen wir, daß uns von der leitenden Stelle des Kaiserhauses her, die einst das Volk zur Einheit, zur Erstarkung, zum wachsenden Wohlstand geführt hat, nun keine Hilfe wird, die Differenzen auszugleichen.

So ist's im Kleinen wie im Großen. Die besten Köpfe in Deutschland sind durchdrungen von der Notwendigkeit, die Traditionen unseres geistigen und

künstlerischen Lebens, die heute noch fruchtbar und stark sind, zu erhalten, um mehr Einheit, mehr organische Festigkeit in unsere Existenz zu bringen. Den Kaiser aber, der auf zahlreichen modernen Gebieten Traditionen festhält, die nicht mehr lebendig sind, sehen wir zu unserer Trauer auf der Seite derjenigen, die lustig und leichtfertig am Zerstören sind, weil ihre dilettantische Großmannssucht sich ohne weiteres zutraut, mit ihrer schwachen Kraft an Stelle des schönen Alten ein Besseres zu setzen. Die Berliner fühlen, daß ihrer mit grober amerikanischer Schnelligkeit emporgeblühten Stadt nichts so sehr not tut, wie die Erhaltung ihrer wenigen Erinnerungsdenkmale an eine bessere, feiner empfindende Zeit. Und sie müssen erleben, daß mit Zustimmung der Majestät eine edle Stätte der Kunst wie Schinkels würdigernstes Schauspielhaus im Innern zu einem koketten und leichtfertig spielerigen Ballettsaal umgewandelt wird, daß unter den gleichen Auspizien der Plan entsteht, eins der kostbarsten Denkmäler altberliner Kunst, Knobelsdorffs Opernhaus, niederzureißen oder das historische Bild des Pariser Platzes durch eine „Freilegung" des Brandenburger Tores zu zerstören und um seine charakteristische Schönheit zu bringen.

Die Freunde des deutschen Landes lieben die alten Trümmer, die rings von alten Taten und Mären Kunde geben, und sehen in dem melancholi-

schen Zauber ihrer verwitterten Mauern ein unverlierbares Gut des Volkes. Und mit Schrecken gewahren sie, wie der rohe und barbarische Geschmack der Ruinenfeinde, die überall „aufbauen", „ergänzen", „renovieren" wollen, die sogar der geheiligten, poesieumwobenen Herrlichkeit des Heidelberger Schlosses zu Leibe gehen, sich auf die Sympathien des Trägers der Krone berufen. Wie jeder, der aus eigensüchtigen Interessen oder Ungeschmack eine Absicht verfolgt, die dem Kenner verwerflich erscheint, den Kaiser als Protektor gewinnen zu können glaubt, wenn er ihm nur dafür eine Möglichkeit zur Entfaltung äußerlich pomphafter, scheinbar „großartiger", tatsächlich hohler und leerer Wirkungen zu bieten vermag.

Wir sind so weit gekommen, daß fast jede einzelne Äußerung der höchsten Stelle über Angelegenheiten der Kunst mit lautem, gedrucktem und mit dem viel wichtigeren leisen Widerspruch empfangen wird, der nicht an die Öffentlichkeit tritt, aber um so wirksamer von Mund zu Munde geht. Nicht mit einem Widerspruch, der auf einer abweichenden Fachansicht ruht, sondern mit der fast verzweifelten Überzeugung, daß die jüngste Äußerung nur ein neues Symptom neben hundert älteren für ein betrübliches Nichtverstehen der Wünsche unserer Besten ist, für die immer größer werdende Entfremdung

zwischen dem Kaiser und seinem Volke auf diesem nur scheinbar nebensächlichen Gebiet.

Auch aus vergangenen Jahrhunderten sind uns Zeugnisse einer fürstlichen Kunstpflege überliefert, die dem Urteil der Zeitgenossen in der Nachwelt keineswegs standzuhalten vermochten. Aber die Sicherheit der künstlerischen Kultur war in jenen verklungenen Zeiten so groß, daß der angerichtete Schaden verhältnismäßig gering blieb.

Und aus neuerer Zeit wissen wir von bedeutenden Monarchen, die einen bösen Einfluß übten auf die Kunstpflege ihrer Staaten, soweit sie in dem Bereich ihrer Macht lag. Es genügt, auf Friedrich den Großen und Napoleon zu weisen. Aber diese Gewaltigen haben das gesamte Leben ihrer Völker so machtvoll emporgehoben, daß sie tausendfach ausglichen, was sie dort sündigten.

Von alledem ist im heutigen Deutschland nicht die Rede. Wir sind weder so glücklich, eine allgemeine künstlerische Volkskultur zu besitzen, die gegen energische Bemühungen des Ungeschmacks gefeit wäre, noch wird unserem nationalen Leben ein Glanz und eine Größe verliehen, die uns über Mißgriffe auf diesem Felde hinwegsehen lassen könnten. Gewiß, nach einer Richtung ist auch die Politik Kaiser Wilhelms imstande, der Kunst Anregung und Aufmunterung zu gewähren: die Be-

tonung einer weitausschauenden Welt- und Kolonialpolitik hat unsern Gesichtskreis vergrößert, unsere kleinmütige Beschränktheit aufgehoben; sie läßt unser Auge rascher um den Planeten schweifen, den wir bewohnen, und feuert unsere Seele zu freierem Fluge an. Doch wie in unserem politischen Leben neben einem unverkennbar großen Zuge nach außen hin im Innern so viel Kleinlichkeit und Rückständigkeit herrschen, daß er fast aufgehoben erscheint, so wird auch im kulturellen Leben der Einfluß jener neuen kühnen Gedanken paralysiert durch einen beschränkten Geist der Bevormundung, des herrischen Besserwissens, der unzivilisierten Kunstfremdheit.

Und hier wie überall ertönt die sehnsuchtsvolle Forderung: der Kaiser muß sein Volk, muß seine Führer, seine Vertrauensmänner hören und — anhören! Die chinesische Mauer der Hofkamarilla muß fallen! Ein freier Geist, ein großherziges Verstehen des Kämpfens und Ringens, des Suchens und Strebens ringsum muß einziehen in das Hohenzollernschloß an der Spree! Nicht um irgend welche Sonderbestrebungen zu fördern. Nicht um irgend welche „Anschauungen" durchzusetzen. Sondern um den Weg zu beschreiten, der zu einer modernen Kultur unseres Volkstums führen kann, zu Ehr' und Ruhm des deutschen Namens. Darum geht der Kampf!

Die andere Souveränetät.

Die Reichsverfassung stellt neben die Souveränetät des Kaisers die des Reichstages und des Bundesrates. Des Bundesrates als einer Art „Oberhaus", in welchem die souveränen Fürsten des Deutschen Reiches ihre Vertretung finden, unter denen der Kaiser nicht sowohl die Obergewalt hat als in Wahrheit „primus inter pares" ist.

Bismarck sagte 1886 im Reichstage: „Ich halte es für wünschenswert und notwendig, daß die Politik der Regierung von einer großen volksvertretenden Versammlung öffentlich beraten und besprochen werde, daß ohne deren Zustimmung nicht die Gesetze gemacht, die Steuern nicht auferlegt werden, kurz und gut, daß die Regierung durch das Veto einer Volksvertretung vor Torheiten und Einseitigkeiten bewahrt werde."

Trotzdem ist es auf das jahrzehntelange Ringen mit der Gigantenkraft des eisernen Kanzlers mit zurückzuführen, wenn jene „andere Souveränetät"

die Bedeutung des heilsamen Regulativs für die Regierungsführung immer mehr eingebüßt hat. Als Bismarck Minister wurde, mußte es ihm, seinen ganzen Überzeugungen nach, die ein Schattenkönigtum verwarf, und angesichts der damals hart bedrängten Autorität der Krone unerläßlich erscheinen, diese Autorität dem Parlament gegenüber wieder zur Geltung zu bringen. Die langwierigen Kämpfe, die damit einsetzten, haben gar viel Bitternis angehäuft in dem Gemüt des Gewaltigen. Und diese Bitternis machte ihn nicht nur manchmal ungerecht, sondern sie ließ ihn in dem Streben, den Reichstag niederzuhalten, schließlich auch weiter gehen, als seine politischen Grundsätze es bedingt hätten. Die Institutionen, welche die andere Souveränetät verkörperten, nutzten sich ab. Noch als Kanzler hat sich Bismarck beklagt, daß der Dilettantismus sich gerade in der Politik so breit mache und auch in den Parlamenten das große Wort führe. Wie Neue klang dann manches Wort, das vom Altenteil im Sachsenwald her über die Notwendigkeit der frischen Luft öffentlicher Kritik zu uns drang. Bismarck sorgte sich, und wie die Zukunft gelehrt hat, nicht mit Unrecht, daß gegenüber der universellen Vielgestaltigkeit der von Wilhelm II. betätigten Initiative Reichstag und Bundesrat nicht mehr die nötige Selbständigkeit und Widerstandskraft aufbringen könnten.

Wilhelm II. wäre ſelbſt ſicher nicht imſtande geweſen, der „andern Souveränetät“ ſo gründlich das Rückgrat zu brechen, hätte Bismarck ihm hier nicht ſchon ſo ſcharf vorgearbeitet. Bismarck und mancherlei Verhältniſſe, die noch in der Reichsgründung wurzeln.

Der große Kanzler hat mehr als einmal die Anſicht geäußert, daß in der Theorie der aufgeklärte Abſolutismus vielleicht die beſte Regierungsform ſei, wenn auch in der Praxis menſchliche Schwäche dieſe Staatsform unannehmbar mache.

Unſere Zeit geht nicht ſo weit, den aufgeklärten Abſolutismus ſelbſt in der Theorie für wünſchenswert zu halten. Aber die Ära von 70/71 war eine Epoche großartigen Vertrauens nicht nur zwiſchen Herrſcher und Volk, ſondern auch zwiſchen den einzelnen Souveränen. Die opferfreudige Verehrung der meiſten deutſchen Fürſten für den greiſen Heldenkaiſer ſchloß ernſtere Schwierigkeiten im Bundesrate aus, verſenkte aber damit die nichtpreußiſchen Bundesratsmitglieder in eine Lethargie, aus der ſie ſich auch ſpäterhin nur in ganz vereinzelten Fällen noch aufzuraffen vermochten. Die Überzeugung einer überwältigenden Mehrheit des deutſchen Volkes, daß ſeine Intereſſen bei Bismarck in jeder Beziehung gut aufgehoben ſeien, ſchuf im Nationalliberalismus dem Kanzler eine Myrmidonengarde, mit deren Hilfe er lange jeder Oppoſition Herr werden konnte.

Aber der ſtarke Zug des Vertrauens, der damals durch die deutſche Welt ging und noch ſo mancher Regierung zu gute kam, die nichts getan, um zu erwerben, was ſie ererbt, konnte naturgemäß nicht für Zeit und Ewigkeit konſerviert werden.

Bismarck ſelbſt hat die Fonds, die er im Herzen des Volkes beſaß, ſchon tüchtig angreifen müſſen, Wilhelm II. hat gar raſch den Reſt aufgebraucht.

Einer um den andern werden die alten fürſtlichen Herren zu ihren Vätern verſammelt, die im Spiegelſaal zu Verſailles dem deutſchen Kaiſer jubelnd die Krone dargebracht, und denen jene Erinnerung zu einer Tradition geworden war, auf die auch der Enkel Wilhelms I. noch bauen durfte, ſo wenig er bundesfürſtliche Empfindungen zu ſchonen verſtand.

Eine neue Generation bringt auf die deutſchen Fürſtenthrone den feſten Entſchluß mit, gegenüber dem immer willkürlicher, immer rückſichtsloſer ſchaltenden Kaiſertum dem föderativen Charakter des Reiches Geltung zu verſchaffen.

Bismarck hat ſehr wohl die ernſten Gefahren gekannt, mit denen dynaſtiſche Unſtimmigkeiten ſeine Schöpfung bedrohen könnten. Er ſchätzte auch die Bedeutung der Dynaſtien gebührend ein.

„Die Dynaſtien bilden überall den Punkt, um den der deutſche Trieb nach Sonderung in engen Verbänden ſeine Kriſtalle anſetzte.“ Mit dieſen

Worten ſchließt das hochintereſſante Kapitel der „Gedanken und Erinnerungen“, in welchem Bismarck die Anhänglichkeit der Deutſchen an ihre Dynaſtien hiſtoriſch würdigt.

Die Politik Wilhelms II. hat aus dieſen Ausführungen keinen Nutzen zu ziehen gewußt. Während Bismarck auch partikulariſtiſchen Empfindlichkeiten gegenüber die zarteſte Rückſicht für geboten erachtete, hat unſer Kaiſer ſelbſt die berechtigten Empfindungen der einzelnen deutſchen Staaten und ihrer Fürſten mehr als einmal ſchonungslos verletzt. Auch hier die bedenkliche Neigung, Zenſuren auszuſtellen, Partei zu ergreifen, Stellung zu nehmen. Der Lippeſche Erbfolgeſtreit und das Swinemünder Telegramm mußten den deutſchen Bundesfürſten das bekannte Kaiſerwort „Einer nur iſt Herr im Lande“ mit einem ihnen mehr als unbequemen Inhalt füllen. Bayern, Württemberg, Heſſen, Sachſen fühlten ſich gezwungen, bald in Parlament und Preſſe, bald durch ihre Fürſten die „preußiſche Manier“ zurückzuweiſen. In Moskau verwahrte ſich der künftige König von Bayern gegen die Auffaſſung, als ſeien die deutſchen Fürſten Vaſallen des Kaiſers. Man könnte Bände mit der Aufzählung der Reden und Geſchehniſſe füllen, welche im letzten Jahrzehnt Disharmonien zwiſchen deutſchen Souveränen und dem Kaiſer der Öffentlichkeit

offenbarten. Ganz besonders von Süddeutschland her fluten mächtige Wogen der Verstimmung und des Mißtrauens gen Berlin.

„Allzuscharf macht schartig!“ Indem Wilhelm II. dem Kaisertum die Bedeutung innerhalb der deutschen Welt steigern wollte, hat er in Wahrheit den Partikularismus gestärkt, der selbst in den Zeiten, da die Flammen heftig angeblasen wurden, nie so wild aufloderte wie heute.

Die begründete Sorge, daß die Zentralgewalt nur allzu bereit sei, ihre durch die Verfassung begrenzten Befugnisse zu überschreiten, hat alle zentrifugalen Kräfte mobil gemacht. Sehr richtig führte Bismarck aus: „Es sind nicht Stammesunterschiede, sondern dynastische Beziehungen, auf denen die zentrifugalen Elemente beruhen. Es kommt nicht die Anhänglichkeit an schwäbische, niedersächsische, thüringische Eigentümlichkeit zur Hebung, sondern die durch die Dynastien Braunschweig, Brabant, Wittelsbach zu einem dynastischen Anteil an dem Körper der Nation gesonderten Konvolute der Herrschaft einer fürstlichen Familie.“

Indem nun die Regierung Wilhelms II. die deutschen Fürsten vielfach verletzte, sie beiseite schob zu gunsten der Zentralgewalt, hat zunächst die Anhänglichkeit der einzelnen Stämme an ihre Dynastien wieder praktische Bedeutung erlangt. Wilhelm II.

hat außer acht gelaſſen, daß der deutſche Patriotismus der Vermittlung dynaſtiſcher Anhänglichkeit bedarf. Das gilt vor allem für die breiten Volksſchichten. Dieſe aber aus Sachſen, Bayern, Württembergern zu „Deutſchen ſchlechthin“ zu erziehen, mußte die wichtigſte Aufgabe ſein, die nach Bismarcks Hingang der Reichspolitik zu löſen blieb. Wer die Bedeutung des Kaiſertums ſteigern wollte, konnte das nur dadurch erreichen, daß er einer ſtarken, konſequenten, aber dabei in der Form ſtets rückſichtsvollen Zentralgewalt im Herzen des deutſchen Geſamtvolkes den Platz errang, den die Liebe zur eigenen Dynaſtie einnahm. Dieſe Liebe ließ ſich nur durch Liebe beſiegen, über die Anhänglichkeit an die Dynaſtie konnte ſchließlich nur rückhaltloſe Verehrung für das Kaiſertum triumphieren.

Wir ſind auch heute noch lange nicht ſo weit, daß man den nichtpreußiſchen Deutſchen vor die Alternative ſtellen dürfte: Dynaſtie oder Kaiſertum. Das iſt auch nicht nötig. Das letzte Ziel des Kaiſertums aber müßte es allerdings ſein, eines Tages auch vor dieſer Alternative beſtehen zu können. Wilhelm II. hat indes nicht nur nicht vermocht, die werbende Kraft des Kaiſertums zu vermehren, ſondern ſeine „Impulſivität“ iſt im weſentlichen daran ſchuld, wenn man heute jenſeits der ſchwarz-weißen Grenzpfähle heilfroh iſt, in der heimiſchen Dynaſtie

einen Schutz vor kaiſerlichen „Initiativen“ zu beſitzen und ſich dem angeſtammten Fürſtenhauſe inniger verbunden fühlt als je.

Daß dieſe Verhältniſſe auf die Inſtruktionen der nichtpreußiſchen Bundesratsmitglieder auf die Dauer nicht ohne Einfluß bleiben können, liegt auf der Hand. Nicht als ob im Bundesrate der nationale Gedanke notleidend werden könnte, denn dieſer Gedanke hat heute vielleicht in den Einzelſtaaten eine ſicherere Stätte als in Preußen ſelbſt. Aber die Oppoſition der Bundesfürſten gegen überhandnehmende Selbſtherrlichkeit des Kaiſertums kann ſich verfaſſungsmäßig nur im Bundesrat ausleben. Und Wilhelm II. mag ſich darauf gefaßt machen, daß hier über die Abgrenzung der kaiſerlichen und der bundesfürſtlichen Befugniſſe einmal Erörterungen beginnen werden, deren Schärfe gar ſehr abſtechen dürfte von der bisherigen Fügſamkeit des „Oberhauſes“.

Im Reichstag, wo in früheren Jahren einzelſtaatliche Sonderanſichten und Sonderintereſſen ſich kaum je hervorwagten, iſt ſeit Bismarcks Scheiden in dieſer Beziehung auch ſchon manches anders geworden.

Wenn Wilhelm II. heute trotzdem noch mit der „andern Souveränetät“ ziemlich rückſichtslos umſpringen darf, ſo liegt das, ſoweit der Bundesrat

in Frage kommt, wie schon hervorgehoben, nur daran, daß die alten Herren in Baden, Bayern ꝛc. Konflikte nicht wollen. Ihre Erben aber werden sich nicht mehr durch Rücksichten gebunden fühlen, die in den Tagen von Versailles wurzeln. Sie werden ihren Standpunkt kräftig zur Geltung zu bringen wissen, und es kann da schließlich zu Kraftproben kommen, die für das deutsche Herz wenig erfreulich sein mögen, aber kaum zu verhindern sein werden, wenn man zusammen bleiben will.

Soweit der Reichstag in Frage kommt, so sind die Erscheinungen, die hier die Kabinettsregierung begünstigen, noch viel unerfreulicherer Natur. Hier sind immer mehr die national und liberal empfindenden Mittelparteien notleidend geworden. Es soll nicht verkannt werden, daß diese Entwicklung schon unter Bismarck einsetzte. Aber zweifellos hat erst die Ära Wilhelms II. das wichtige Fundament einer großen nationalen Partei, in der das deutsche Bürgertum seine Vertretung fand, so gänzlich vermorscht, wie es uns heute entgegentritt. Sicher nicht ohne eigene Schuld ist der Nationalliberalismus in so trauriger Weise zurückgegangen. Aber die Rückwärtsentwicklung, die er genommen, ist auch nicht nur im Nationalliberalismus selbst zu suchen. Der Regierung Wilhelms II. hat von Anbeginn an jeder große politische Zug gefehlt, und mit der

Reichsbegeisterung ist das Band geschwunden, das allein eine große nationale Mittelpartei zusammenhalten kann. Unser ganzes Parteileben hat sich immer mehr aufgelöst in wirtschaftliche Interessenvertretungen, die ihrer ganzen Art nach auf Kompromisse angewiesen sind und von großen Gesichtspunkten nichts mehr wissen wollen, weil diese sich mit dem „Geschäft" nicht vertragen.

Unser Parlamentarismus ist zum Geschäft geworden: für die Parteien wie vielfach leider auch für den Einzelnen. Im Geschäft aber muß unaufhörlich paktiert werden. Und so steht heute bei uns der „Kuhhandel" da in Flor, wo der deutsche Patriotismus die tragende Rolle haben sollte.

Die einzige Partei aber, die mit Fristen rechnet, die Früchte langsam reifen sehen kann und, so geschickt sie die Taktik handhabt, doch auch von höheren Idealen sich leiten läßt, der wachsen diese Ideale nicht aus deutschem Boden entgegen, sie bezieht sie von „jenseits der Berge". Durch den Ultramontanismus herrscht bei uns der Papismus, und an den Papismus lehnt sich, uneingedenk der Lehren einer düsteren Vergangenheit, das preußisch-deutsche Kaisertum an.

Wilhelm II., dessen Regierung die nationalen Parteien zunehmend korrumpiert, findet es angemessen, mit dem Zentrum zu kokettieren. Ein Zen-

trumsführer präsidiert dem deutschen Reichstage, „erstirbt“ mit perfidem Lächeln in Demut vor dem Thron und besorgt Roms Geschäfte, während er — angetan mit der preußischen Kürassieruniform — im Gefolge des Kaisers die „andere Souveränetät“ vertritt.

Die Römlinge geben den Ausschlag im deutschen Reichstag. Sie wissen den Kaiser zu nehmen, der im Fürstbischof Kopp eine „einfache, kluge, naiv deutsche Natur“ sieht, der im Propst von Trier „einen frischen, energischen, jungen Mann“ fand, der Rampolla mit dem Schwarzen Adler schmückte und von den verschiedensten Kurienkardinälen förmlich begeistert war.

Wer vermöchte schließlich den Schranzen auch wirksamer Konkurrenz zu machen als der Jesuit, der die Kunst höfischer Schmeichelei so gründlich studiert hat und den Räucherkessel schon als Knabe schwingen mußte?

Wo immer in christlichen Reichen das persönliche Regiment sich stark machte, da nahm auch der Jesuit, gleichviel in welcher Verkleidung, seinen Platz ein in der Kamarilla. Schon daß er in irgend einem Staate zu Einfluß gelangt, ist daher ein Symptom. Und bei uns kann ihm seinen Einfluß sogar keiner mehr streitig machen als höchstens der Sozialist.

Allerdings ist der Einfluß des Sozialismus anders geartet, als der des Jesuiten. Er ist sozusagen negativer Natur. Wenn man sich von den Jesuiten vorwärts treiben läßt, so weicht man vor dem Sozialismus zurück. Mit dem Zentrum paktiert man, vor dem Sozialismus fürchtet man sich.

Die Umgebung Wilhelms II. muß dem Herrscher ein gar sonderbares Bild von der Sozialdemokratie gemalt haben. Aus einer großen Reihe von Äußerungen des Herrschers können wir uns dies Bild allmählich rekonstruieren.

Wilhelm II. überschätzt einerseits ganz ungeheuer das rote Gespenst, von dem er glaubt, daß es nach ihm greife. Denn wie er alles, was in seinem Reiche geschieht, auf sich persönlich bezieht, sich durch das eine mit ebensowenig Grund gekränkt und beleidigt fühlt wie durch anderes geschmeichelt, so hält er auch die Sozialdemokratie für eine gegen seine Person gerichtete Bewegung, verbindet mit dem Parteinamen den Begriff einer brutalen, wildheulenden, aufrührerischen Horde, die ihm eines Tages vor das Schloß ziehen und in seiner Haupt- und Residenzstadt alles demolieren, sich zuguterletzt im Blut der „Gutgesinnten“ baden möchte. Der Gedanke an diese Horde löst in ihm eine Empfindung persönlicher Furcht aus, und er wird sich daher

immer hüten, sozialistische Provokationen mit drastischen Maßnahmen zu beantworten.

Anderseits aber scheint der Kaiser keinen Augenblick darüber nachgedacht zu haben, daß eine Partei, die drei Millionen Wähler an die Urne schicken kann, eine werbende Kraft besitzen, weiten Volksschichten eine Hoffnung verkörpern muß, deren Urquell es wohl lohnte, nachzuforschen.

Die Sozialdemokratie läßt sich nicht als eine Horde von Bösewichtern, Nörglern und Schwarzsehern abtun, der man einfach den Rat gibt, den Staub von den Füßen zu schütteln und außer Landes zu gehen. Die Sozialdemokratie stellt vielmehr die politische und wirtschaftliche Vertretung des deutschen Arbeiterstandes, also der breitesten Bevölkerungsklasse unseres deutschen Vaterlandes dar.

Daß diese Klasse unter die Führung von Leuten geraten ist, welche in der Erregung von Mißstimmung und Unzufriedenheit einen Selbstzweck sehen, welche den Arbeiter ausbeuten und ihn dem nationalen Gedanken entfremden, daran ist die Regierung zweifellos mehr schuld als die Arbeiter.

Zu spät ist sie herangetreten an das große soziale Fürsorgewerk. Sie sah wohl ein, daß wir für die Produkte unserer Qualitätsindustrie, mit denen wir den Weltmarkt zu erobern wünschten, einen starken Stamm qualifizierter Arbeiter bedürften. Aber sie erkannte

zu spät, daß die qualifizierte Arbeit anderer Lebensbedingungen benötigte als der ländliche Scharwerker.

Auch hier wurde der Opposition die Initiative überlassen. Diese Opposition konnte sich lange, allzulange kräftigen an einem bornierten, kurzsichtigen Unternehmertum, von dem sich die Regierung ins Schlepptau nehmen ließ. Einer der rücksichtslosesten Scharfmacher, der Freiherr von Stumm-Halberg, war der persönliche Freund des Kaisers. Wilhelm II. fühlte sich sympathisch berührt von der patriarchalisch-absolutistischen Manier des „König Stumm". Wie mag Stumm den Kaiser über die deutsche Sozialdemokratie informiert haben?

Als die Regierung einlenkte, war es zu spät. Die Sozialdemokratie, die Bismarck durch die Ausnahmegesetze mit der Märtyrerkrone gekrönt, welche sich aller Scharfmacherei zum Trotz ihren breiten Platz an der Sonne gesichert, ließ sich nicht mehr unterkriegen — auch nicht durch den Regierungssozialismus, der in dem Grafen Posadowsky einen selten begabten, unermüdlich fleißigen, vorurteilsfreien und weitsichtigen Träger fand.

Man hat in der Lakaienpresse weitgehende Schlüsse auf das Empfinden des Kaisers aus dem Umstand zu ziehen gesucht, daß die antisoziale Stellung Bismarcks für den Kaiser der Grund gewesen sei, den großen Kanzler auszuschiffen.

Das ist so sicher nicht richtig. Bismarck sollte ausgeschifft werden, und dazu war schließlich jeder Anlaß recht. Daß unter den Handhaben, deren man sich bediente, um den Koloß aus den Angeln zu heben, sich zufällig auch die antisoziale Denkungsweise des Kanzlers darbot, ist kaum mehr als ein Zufall gewesen.

Andere Beweise von sozialem Verständnis hat der Kaiser aber bisher nicht gegeben. Graf Posadowsky beispielsweise ist ihm nie „sympathisch" gewesen, und wenn sich nicht immer die ganze Regierung im richtigen Gefühle ihres Wertes dafür eingesetzt hätte, daß Einer wenigstens auch dableibe, der — arbeite, die Gunst des Kaisers hätte den verdienstvollen Minister sicher nicht so lange im Amte gehalten.

Alle Äußerungen, die der Kaiser über die sozialistische Bewegung getan, verraten nur, wie völlig einseitig er hier informiert ist. Aus all seinen zahllosen Reden und Kundgebungen leuchtet uns aber auch kein Funke sozialen Verstehens entgegen. Was dem Historiker einst als das Charakteristische erscheinen wird an dem Deutschland Wilhelms II., das hat bislang am Thron unseres Kaisers keine Stätte gefunden.

Wohl freute sich der Kaiser der privaten Wohlfahrtseinrichtungen eines Stumm und Krupp, wohl

ist er selbst bestrebt, auf seinen Besitzungen seinen Arbeitern das Leben möglichst freundlich zu gestalten, aber von einem Recht des Arbeiters im modernen Industriestaate, von einem Sichtwechsel, der seiner Regierung jeden Augenblick präsentiert werden kann, will er nichts wissen.

Er hält innerlich heute noch an der Formel fest, auf die König Stumm das Verhältnis zwischen Arbeiter und Unternehmer gebracht. Dank der Wirksamkeit Posadowskys ist unsere Regierung hier schon viel weiter als der Kaiser selbst. Aber sie muß sich gefallen lassen, daß ihr von der höchsten Stelle bald da, bald dort ins Handwerk gepfuscht wird. Bald soll die „Kompottschüssel" der sozialen Zugeständnisse gefüllt, bald das Tempo des sozialen Fürsorgewerkes zu beschleunigt sein. Bei der Skepsis der Arbeiterschaft gegenüber der sozialen Denkungsweise Wilhelms II. findet es auch die Regierung schwer, Vertrauen zu werben. Man weiß ja nachgerade überall, wie weitgehend bei uns alles von Stimmungen und Impulsen der höchsten Stelle abhängig ist.

Diese Stimmungen und Impulse aber führen der Sozialdemokratie, als der radikalsten Oppositionspartei das Riesenheer der Mitläufer zu. Man ist unzufrieden und will dem Ausdruck geben. Zu dem Rückgrat der Mittelparteien hat man kein Ver-

trauen mehr. So gibt man ohne viel Beſinnen den Stimmzettel für den „Roten“ ab.

Die Entwicklung läuft darauf hinaus, daß zwiſchen Zentrum und Sozialdemokratie alles zerrieben wird, wie zwiſchen zwei koloſſalen Mühlſteinen. Die Sozialdemokratie iſt international, das Zentrum ſteht im Dienſte von Rom.

Wohl mag ſich eine Zeitlang mit dem Zentrum gegen die Sozialdemokratie regieren laſſen. Wohl mag es dem Kaiſer eine Illuſion allmächtigſter ſchrankenloſer Herrſchgewalt geben, wenn er ſich von den Jeſuiten und Junkern der Kamarilla ſoufflieren läßt, was deren Gefolgſchaft dann im Parlament durchdrückt.

Wo aber bleibt in all dem Hin und Her höfiſchen Treibens der nationale Gedanke, wo bleiben die Ideale, die wir durch die Reichsgründung verwirklichen wollten?

So fragen mit vielen deutſchen Fürſten, die voll ungeduldigen Mißtrauens nach Berlin ſehen, die Beſten in deutſchen Landen.

Sie fordern ihren Anteil an der Regierung des Vaterlandes, und ſie werden ihn ſich ſchließlich erringen. Gar viel Verſäumtes gilt es nachzuholen. Allzulange haben wir in ſchönem Vertrauen, oder, ſagen wir es ehrlich, in ſorgloſer Apathie beiſeite geſtanden, wo gewiſſenhafteſte Kontrolle unſere erſte

Pflicht gewesen wäre. Haben dadurch gesündigt wider den Geist der Verfassung und ernten nun, was wir gesät.

Aber noch ist das deutsche Bürgertum, noch sind die deutschen Fürsten stark genug, sich aufzuraffen und ans Werk zu gehen. Das Kaisertum ist auf Abwege geraten, auf denen es unser Volk nicht sehen will. Der nationale Gedanke ist in Gefahr. Ist umbräut von Jesuiten, Junkern und Sozialisten. Die Kamarilla hält den Thron in ihrem Banne, den wir gezimmert mit Blut und Eisen. Bismarcks stolzestes Erbe droht in die Brüche zu gehen: unser Ansehen in der Welt. Im Innern verschärfen sich unaufhaltsam die Gegensätze. Wir stehen an der Schwelle einer großen politischen Vertrauenskrise.

Sie zu bannen bedarf es keiner andern Waffe als derer, die Bismarck dem Deutschen Reiche mit der Verfassung in die Wiege gelegt. Diese Verfassung begründete die Stärke des Kaisertums, aber sie schuf ihm ein sicheres und, wenn entsprechend genutzt, völlig ausreichendes Gegengewicht in der

anderen Souveränetät.

Inhalt.

	Seite
Vorwort. Warum ich schreiben muß	III
Wilhelm II. im persönlichen Verkehr	1
Einiges vom Regieren	19
Vom Russenkurs zum Amerikanismus	48
Fassaden	68
Unser Kaiser und die öffentliche Meinung	76
Kaiser Wilhelm und das religiöse Problem	92
Der Geist der Armee	106
Kunst und Gunst	134
Die andere Souveränetät	160

Bücheranzeige

Seit

den Tagen von Gebrüder Grimm ist kein Märchenbuch von gleichem literarischen Wert erschienen, wie die Märchen und Schwänke von Rudolph Vogel. Die Verlagshandlung kann in dieses an hervorragender Stelle ergangene Urteil alles das zusammenfassen, was Eltern und Erzieher, Künstler und Schriftsteller lobesvoll über Vogels Märchen gleich nach ihrem ersten Bekanntwerden geäußert haben. — Von Rudolph Vogel sind erschienen: Frau Märe, 3. Auflage, Mk. 3.80. Glückskindle Mk. 4.50. Spinnweiblein Mk. 3.80. — Johannes Gehrts, der liebenswürdige Malermeister, schenkte die Bilder dazu. — Verlag Paul Waetzel, Freiburg i. B. und Leipzig.

Beurteilende Kundgebungen der letzten Zeit umstehend.

Zu vorstehender Bücheranzeige

Dies .... will nur eine warme Empfehlung sein, die anderen ans Herz legt, woran ich selbst eine reine und schöne Freude gehabt habe. Und da man mir einiges Empfinden für das Gute und Echte wohl zubilligen wird, so hoffe ich, daß man auch auf mich hört und sich einmal um meinen Märchenvogel bemüht. Er verdient es und lohnt es. So schön singt er.

Gustav Falke.

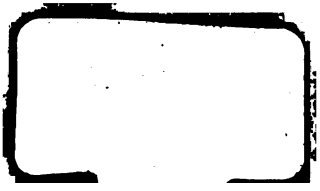
Vogels Märchen werden wie Andersens, wie Musäus' und Bechsteins Märchen ganz ohne Zweifel zum Allgemeingut werden, vielleicht mit noch größerem Recht als jene drei Sammlungen.

Frida Schanz.

So wie Vogel erzählt und Gehrts illustriert, ist dieses Buch ein Kunstwerk für das Volk.

Die im Auftrag der deutschen Lehrerschaft arbeitenden Prüfungsausschüsse.

Mehrere der Märchen sind, kaum erschienen, als Musterstücke in das neue „Lesebuch für die höheren Mädchenschulen Badens und des Elsaß" aufgenommen. Gleiches ist für Bayern beabsichtigt.

Eines der Gehrtsschen Schlußbildchen zu Vogels Märchen und Schwänken.

HM-